Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

23. Jahrgang. Elkhart, Ind., 30. April 1902. No. 18.

Aus

Mennonitischen Kreisen

Vortrag

gehalten am 31. Dezember 1901, vor der fünften deutschen Lehrerkonferenz zu Jansen, Nebraska, von Peter Jansen.

Herr Vorsitzer, deutsche Lehrer und Schulfreunde!

Bevor ich auf das mir angewiesene Thema näher eingehe, möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß das Interesse an diesen deutschen Lehrerversammlungen in stetem Wachstum zu bleiben scheint, und daß unsere Konferenzen mit jedem Jahre lehrreicher und interessanter werden.

Die jungen und alten deutschen Lehrer unserer Umgebung verdienen den Dank aller derer, denen unsere teure deutsche Muttersprache lieb und wert geblieben ist, für die Energie und Ausdauer, mit welcher sie diese Sache in die Hand genommen und durchgeführt haben, und unsern lieben Gästen aus der Ferne gebührt unser Dank für ihre Teilnahme.

Daß mir der ehrenvolle Auftrag wurde, auch zur fünften deutschen Lehrer-Konferenz aus meinen schwachen Kräften etwas beizutragen, kam mir etwas unerwartet, indem es bei mir wohl mit Recht heißen kann: „Ist Saul auch unter den Propheten?"

Auf den ersten Blick scheint das mir gegebene Thema: „Characterzüge Wm. Mc Kinleys" wohl kaum in den Rahmen einer deutschen Lehrerkonferenz hineinzupassen, aber wenn wir bedenken, daß unser großer verewigter Märtyrer-Präsident seine öffentliche, ruhmvolle und gesegnete Laufbahn als Lehrer einer kleinen Land-Schule Ohios angefangen hat, so ist es ganz und gar passend, wenn wir auch heute seiner gedenken.

Ich möchte die hervorragenden Charakterzüge des Präsidenten Mc Kinley einteilen in:

1. Sein ernstes, tiefes Christentum und seine Menschenliebe.
2. Sein reines Privat- und Familienleben.
3. Sein unbescholtener Ruf als Staatsmann und Politiker.

Wie allgemein bekannt, gehörte Herr McKinley der Methodistenkirche an, der er sich schon in seinem fünfzehnten Jahre angeschlossen hatte. — Seiner Mutter Herzenswunsch war, daß er Prediger werden möchte, aber obwohl er sich hierzu nicht entschließen konnte, sondern nach seiner Rükkehr aus dem Bürger-Kriege anfing die Rechte zu studieren, so nahm er es doch von vornherein ernst mit seinem Christentum. Man erzählt, er habe sich einmal geweigert ein Pferd anzuspannen, womit ein Glied der Familie zum Tanz fahren wollte, indem er sagte, es sei nimmermehr recht, daß ein Christ jemand helfen solle, zum Tanz zu gehen.

Er trug seine Religion in keiner Weise zur Schau, und doch kann ich aus persönlicher Erfahrung sagen, daß man im Umgang mit ihm den bestimmten Eindruck bekam, er sei ein aufrichtiger, ernster Christ.

Zur Zeit des ersten Wahl-Feldzuges kamen, wie ja allgemein bekannt, täglich Tausende Besucher nach seinem einfachen Heim, in dem jetzt historisch gewordenen Ohio-Städchen Canton. — Als da am Anfang eine Delegation, aus mehreren Extrazügen bestehend, an einem Sonntagmorgen eintraf und mit ihren Bannern und Musikkapellen vom Depot nach seinem Hause marschieren wollten, ließ er ihnen sagen, daß er sie am Tage des Herrn nicht empfangen könne; er gehe jetzt in die Methodisten-Kirche und ließe sie alle freundlich einladen, auch dorthin zu kommen. Am Montagmorgen, so früh' wie sie wollten, stände er ihnen als Präsidentschafts-Kandidat zur Verfügung und würde ihnen dann gerne eine Speech machen.

Er verbat sich jedes Lob seiner Person und sagte einmal zu seinem Prediger: „Wenn Du oder ein anderer Prediger es unternehmen solltet, Euch in Lob über mich zu ergehen, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß ich aufstehe und hinausgehe." Wahrlich ein schönes Beispiel für unsere öffentlichen Männer, die sonst nicht so sehr bescheiden in dieser Hinsicht sind.

Bei der Begräbnisfeier in Canton, der ich, wie Ihnen ja bekannt, beiwohnen durfte, hob sein Prediger besonders hervor, wie Wm. Mc Kinley sich nie den Lehren des modernen rationalistischen Christentums zugeneigt, sondern wie er im kindlichen Glauben seine Hoffnung nur allein auf Jesus Christus den Gekreuzigten gesetzt habe.

Wie rührend war sein Wohlwollen und seine Liebe selbst seinen Feinden gegenüber:

Privatsekretär Cortelyou erzählte, wie dort in Buffalo, nachdem der Mordbube ihn mit dem zweiten Schusse tötlich getroffen hatte, die Umstehenden denselben zu Boden rissen, der inzwischen auf einen Stuhl gesunkene Präsident sich halb erhob und mit schwacher Stimme rief: "Boys, dont hurt him"!— und als er dann in das Not-Hospital auf dem Ausstellungsplatze gebracht wurde und Dr. Rixey, der treue Freund seiner Familie sich über ihn beugte als er auf dem Operationstische lag, da waren die letzten leisen Worte die er vernahm, ehe die Betäubungsmittel seinen Geist umnachteten: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe." — Und als dann nach einer Woche bangen vergeblichen Harrens alle Hoffnung für seine Genesung plötzlich verschwand, und die Flügel des Todes-Engels bereits sein bleiches Antlitz streiften, da sprach er den um ihn Weinenden mit brechender Stimme Trost zu: „Es ist des Herrn Weg, sein Wille, nicht unser geschehe."

Ja er konnte mit kindlichem Vertrauen den letzten Vers eines seiner Lieblingslieder beten:

> **„Der mich geführt so lang' bring mich nach Haus,**
> **Auf rauhem Pfad, durch Wetter Nacht und Graus**
> **Ein Morgen tagt, dann winken Engel mir**
> **Und vor mir öffnet sich die Himmelsthür!"**

Ja, sein Gebet wurde bald erhört, der Herr sandte seine Engel, seinen treuen Diener heimzuholen; der Weg ging zwar durch Wetter, Nacht und Graus, aber er endete im Licht der ewigen Herrlichkeit.

Möge der Herr in Gnaden geben, daß, wenn einmal unsere letzteStunde schlägt, wir mit Wm. Mc Kinley sagen dürfen:

> **„Näher, mein Gott, zu dir,**
> **Näher zu dir.—"**

In den Annalen der amerikanischen Geschichte wird der Name Wm. McKinleys als Staatsmann dem eines Washington und Lincoln gleichgestellt werden, wir aber, das schlichte amerikanische Volk, werden seiner am liebsten gedenken als das Ideal eines christlichen amerikanischen Bürgers.

Obwohl, wie ja bekannt, er den schrecklichen Bürgerkrieg als Soldat mitgemacht hatte, war er, und vielleicht gerade weil er die Schrecken des Krieges selbst erfahren, ein entschiedener Friedensfreund. — Wie hat er gearbeitet und gerungen, um dem Spanisch-Amerikanischen Kriege vorzubeugen! Er selbst erzählte mir, wie er bis zuletzt noch immer gehofft habe den Frieden zu erhalten; doch als die Maine im Hafen von Havana in die Luft gesprengt wurde, ließ sich das Volk und der Kongreß nicht länger halten und er mußte mit Schmerz aufgeben. Er würdigte die Friedensprinzipien unseres Volkes, der Mennoniten, deren Sonderbekenntnis in dieser Hinsicht er gut kannte.

*

Sein Privat- und Familienleben war fleckenlos, und selbst seine erbittertsten politischen Feinde haben niemals gewagt, auch nur den leisesten Hauch eines Verdachtes darauf zu werfen.

Es ist jedenfalls eine erfreuliche Thatsache, daß in den letzten zwei National-Wahlkämpfen unserer Republick, auf beiden Seiten Männer an der Spitze standen, deren Ruf unbescholten war und blieb. Mc Kinley sowohl wie Herr Bryan, den persönlich zu kennen und zu achten ich auch die Ehre habe, geben in dieser Hinsicht der Welt ein Beispiel, wie es wohl selten in andern Ländern vorkommt.

Die zarte Sorgfalt, mit der Herr Mc Kinley seine seit langen Jahren schwer leidende, ja fast verkrüppelte Gattin umgab, war rührend. Als ich vor etwa einem Jahre im Weißen Hause zur Tafel geladen war, an der eine Anzahl Senatoren, Diplomaten und andere Würdenträger teilnahmen, saß Mrs. Mc Kinley an seiner Seite, und ich hatte Gelegenheit die Beiden zu beobachten. Als Mrs. McKinley Spuren von Ermüdung zeigte, hob der Präsident die Tafel auf, viel früher als es sonst Gebrauch war und entschuldigte dieses bei seinen Gästen mit der Schwächlichkeit seiner Frau; nachdem er letztere bis an die Thür ihres Zimmers geleitet hatte, kehrte er zurück und lud uns ein in sein Bibliotek-Zimmer zu kommen, wo wir noch mehrere Stunden uns gemütlich mit ihm unter-

hielten.—Und dort in Buffalo, nachdem er zum Tode verwundet, galt sein erster Gedanke ihr, seiner treuen Lebensgefährtin, und seine erste Bitte war, ihr das schreckliche Ereignis so schonend wie nur irgend möglich mitzuteilen.

Wie ergreifend war die Liebe, mit welcher er an seiner alten, ganz einfachen Mutter hing! Wie hat er sie gepflegt bis an ihr Ende.—Als bald nach seiner ersten Inauguration sich ein Verwandtenkreis im Weißen Hause zu einem Familienfeste eingefunden hatte, war seine alte Mutter auch dabei und bekam natürlich den Ehrenplatz an der Seite ihres Sohnes. Sie freute sich überaus ihren lieben William so geehrt zu sehen, hatte aber auch ein aufmerksames Auge für alles, was am Tisch vorging. — Als sie bemerkte, wie die Gäste viel Rahm für ihren Kaffee und ihr Obst 2c. verbrauchten, wandte sie sich an den Präsidenten und sagte: „William, Du solltest jetzt aber doch auch eine Kuh halten." Die Gäste hatten Mühe das Lachen zu unterdrücken, der Präsident aber, mit dem ihm eigenen Takt antwortete ganz ernsthaft: „Ja, Mutter, Du hast recht; ich sollte eine Kuh halten, und kann es mir ja jetzt auch erlauben, und dann können wir soviel Rahm brauchen wie wir wollen."

Er war ein großer Kinderfreund. Seine beiden eigenen Kleinen starben schon im zarten Kindesalter, und er hat ihren Verlust immer schmerzlich gefühlt.

An schönen Tagen ließ er oft die Kinder der Nachbarschaft des Weißen Hauses auf den schönen großen Rasenplätzen unter den Bäumen spielen, während er mit seiner Frau zusah, und sie dann, mit Blumen und Früchten beschenkt, entließ. An den öffentlichen Empfangstagen kam es öfters vor, daß er eins der Kleinen, welches an der Hand der Mutter oder des Vaters gekommen war und ihn freundlich anlachte, aufhob und ihm einen Kuß gab.

In Canton erzählte mir eine Frau am Begräbnistage unter Thränen, wie Herr McKinley am Tage bevor er nach Buffalo abreiste, ihren Johnny getroffen, ihm die Hand auf den Kopf gelegt und ihn nach seiner Schule, seinen Spielen u. s. w. gefragt habe.

*

Wm. McKinleys Laufbahn zeigt uns zuletzt noch, wie auch ein Christ Staatsmann und Politiker sein kann, oder umgekehrt, wie ein Staatsmann ein Christ bleiben kann und darf.

Er war nie, was wir in Amerika unter „Berufs-Politiker" verstehen; es kann von ihm in Wahrheit gesagt werden, daß das Amt ihn, nicht er das Amt suchte. Dies trat besonders bei seiner ersten Nomination in St. Louis hervor, wo ich die Ehre hatte, Nebraska zu vertreten. Die Aemterjäger und Politiker wollten ihn nicht, aber das amerikanische Volk hatte gesprochen und setzte seinen Willen durch. — Im Kongreß war er einer der wenigen, die da wirklich arbeiteten und das Wohl ihres Staates im Auge hielten. Er war auch als Politiker immer wahr und blieb seinen Grundsätzen treu.

Im Jahre 1892 war McKinley Vorsitzer der Repl. Nat. Konvention und mit seinem Kollegen von Ohio für die Wiederaufstellung des Präsidenten Harrison instruiert. Er selbst bekam gleich am Anfang einige Stimmen und es schien, als wenn bei der nächsten Abstimmung die meisten von Harrison, der persönlich nicht sehr beliebt, ab- und ihm zufallen würden. Da rief McKinley einen andern an seinen Platz als Vorsitzer, ergriff selbst das Wort und erklärte in der entschiedensten Weise, daß er Harrison sein Wort verpfändet habe und unter keinen Umständen es gestatten würde seinen Namen zu brauchen, und falls nominiert, er die Nomination nicht annehmen würde. Welch eine moralische Kraft gehörte dazu, die ihm sichere Nomination auszuschlagen um sein gegebenes Versprechen einzulösen!

Seinen politischen Feinden trug er nichts nach. Ein Beispiel hierin kam kürzlich zu meinen Ohren: Der Editor einer Zeitung in Ohio hatte ihm während der ersten Campagne hart zugesetzt und ihn stets opponiert. Nachdem McKinley Präsident geworden, hatte dieser Editor das Unglück, alles zu verlieren und gänzlich mittellos dazustehen. Endlich wurde er, wie so mancher Unglückliche, nach der Bundeshauptstadt, Washington, verschlagen, wo er vergeblich um Arbeit nachsuchte. Präsident McKinley sah ihn in der Kirche und erkundigte sich durch andere nach seinen Umständen; als er erfahren, was sich zugetragen, ließ er ihn ersuchen, ihn im Weißen Hause zu besuchen. Aber der Stolz des einstigen Editoren lehnte sich dagegen auf, als Bittender vor den Mann zu treten, den er einst geschmäht und beleidigt. Dieses wurde McKinley hinterbracht, und er ließ ihm ohne weiteres die Ernennung als Aufseher in einem der öffentlichen Gebäude zugehen, die ihm einen Unterhalt für Lebenszeit sichert.

Die letzte Rede des Präsidenten, gleichsam sein Abschiedswort an das amerikanische Volk, wird uns für immer ein köstliches Vermächtnis bleiben. Wie ermahnt er auch da zum Frieden, indem er mit den Worten schließt:

„Laßt uns nie vergessen, daß unser größter Erfolg in den Errungenschaften des Friedens und nicht des Krieges liegt." Unser ernstes Gebet sei stets, daß Gott der Herr Frieden, Segen und Glückseligkeit allen Völkern der Erde aus Gnaden geben möge."

Fürwahr ein schönes Abschiedswort, ein schöner Abschluß eines seinem Volke geweihten Lebens!

Du gingst zur Ruhe ein,
Du edles Herz, und wir,
Vom Sturm umtobt, gedenken Dein,
Und wünschen uns zu Dir.

Und jetzt, geliebte Freunde, als letzter Redner auf dem Programm möchte ich Euch noch allen, zu dem Jahreswechsel, der in wenigen Stunden sich vollzieht, Gottes reichen Segen wünschen. Ja noch besonders Euch deutschen Lehrern gebe er Kraft, auch im neuen Jahre zu wirken unter den Euch anvertrauten Kleinen, nicht allein für unsere teure deutsche Muttersprache, sondern auch für ihn und sein Reich. Und möge unser Mennonitisches Volk immer mehr und mehr beherzigen lernen, was Gerock so schön sagt:

Was wehret ihr dem Brudermann,
Dem Jünger, der mit euch nicht geht?
Was lästert ihr den guten Samen,
Den eure Hand nicht ausgesäet?
Ein großer Herr braucht manches Knechtes,
Viel Hände kämpfen für sein Reich,
Und im Gedränge des Gefechtes
Ist für euch wer nicht wider euch.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Inmann, den 17. April 1902. Dieweil wir keine Nachricht von Rußland bekommen, so dachte ich durch die „Rundschau" ein Lebenszeichen von uns zu geben.

Mir, wie den l. Kindern geht es gut, wir sind gesund. Die Frau ist noch immer kränklich, wie sie es schon beinahe 7 Jahre gewesen ist. So leben wir von einer Zeit zur andern, bis wir durchgepilgert sind. Es geht ein Freund und Bekannter nach dem andern hinüber in die Ewigkeit. Kürzlich habe ich einen Brief erhalten aus der alten Heimat, Rußland; der l. Freund nennt noch wieder folgende Sterbefälle:

Frau Hübert, Woronzowka, 73 Jahre alt;

Witwe Johann Wiens, Rosenort, 73 Jahre alt;

Abraham Sawatzki, Rosenhoff, 73 Jahre alt;

Aron Reimer auf Memrick, 70 Jahre alt;

David Krökers Frau, Lindenau, 63 Jahre alt;

Peter Willems, Blumenort, 73 Jahre alt;

die Schwägerin Peter Michel auf Brasel, 66 Jahre alt;

Jakob Goossen, Alexanderkron, meiner Frau Vetter, 48 Jahre alt.

Hier in unserer Umgebung sind gestorben:

Am 15. März wurde der alte Großvater Heidebrecht begraben, 89 J. 10 M. und 2 T. alt. Mit ihm zugleich wurde auch eins seiner Großkinder begraben, war schon verheiratet mit Aron Fedrau, ist 25 J. 11 M. und 12 T. alt geworden.

Am 19. März wurde Heinrich Harders Frau begraben, 69 Jahre alt;

Am 5. April wurde David Bullers Frau begraben, 35 Jahre alt.

Am 16. April wurde Ohm Kornelius Fröse begraben, 64 J. 11 M. und 4 T. alt.

Nun, meine lieben Mitpilger, wer wird von uns der Nächste sein? Gott weiß, wie nahe wir am Rande der Ewigkeit stehen.

Peter Warkenthin, Waldheim berichte ich mit diesem, daß Franz Neufelds noch am Leben sind, bin schon zweimal dagewesen. Grüße doch Deine Eltern von uns.

Gott anbefohlen.

Johann Neufeld.

Buhler, den 20. April 1902. Werte „Rundschau"! Schon wieder ist eine geraume Zeit verflossen, seit ich den letzten Bericht schrieb; so will ich versuchen, mal wieder was zu schreiben.

Berichte, daß die Gattin des Jakob Buller, von deren Krankheit ich schon mal berichtete, gestorben ist. Auch Onkel Kornelius Fröse ist kürzlich zu Grabe getragen worden. Ich glaube viele der Rundschauleser werden ihn gut kennen, wahrscheinlich auch der Editor der „Rundschau"? (Ja wohl! Ed.) denn er hat auch hin und wieder mal was für die „Rundschau" geschrieben.

Das große neue Versammlungshaus der Krimer-Mennoniten-Brüdergemeinde, 2 Meilen südlich und 1 Meile westlich von Inman, Kan., wurde heute eingeweiht, es sollen sehr viel Menschen dort gewesen sein. Unser Städtchen Buhler wird noch immer vergrößert, so hat A. B. Buhler ein ziemlich großes Haus an sein altes angebaut. Auch John Rempel & Co. haben ihren Hardware Stor ziemlich vergrößert. Die Mühle, wovon Wall und Rogalski Eigentümer sind, soll auch nächstens größer gebaut werden. Also gute Aussichten für arbeitsame Leute. Die Aussichten für eine gute Ernte sind nicht so gut, wie im letzten Jahr. Vom Obst haben die frühen Sorten gelitten durch den Hagel, der kürzlich fiel.

Alle Freunde und Rundschauleser grüßend,

A. B. Berg.

Hillsbro, Marion Co., den 21. April 1902. Werte „Rundschau"! Da viele Korrespondenten Deine Spalten benutzen, um entfernt wohnende Freunde und Verwandte aufzusuchen, so will ich auch einen kleinen Besuch machen nach Rußland.

Gehe denn zuerst nach Sagradofka, Orloff, zu Geschwister Heinrich Warkentins samt Kindern: Berichte Euch, daß wir Eure Photographien erhalten haben; sage Euch herzlichen Dank für die Liebe, die ihr uns damit bewiesen habt. Wenn man die Bilder betrachtet, dann wird man wieder an die Zeit erinnert, als wir uns vor 8 Jahren Herz an Herz drücken konnten; doch das wird in diesem Leben wohl nicht mehr werden, hoffentlich werden wir es können in der frohen Ewigkeit, wenn wir im Glauben und in der Liebe am Erlöser festhalten.

Die Ziegelei hat sich ziemlich verändert seit der Zeit meines Dortseins: wenn ich nicht irre, ist es auch noch derselbe Meister, der damals in der Ziegelei arbeitete; die andern Russen sind ja auch alle recht thätig an der Arbeit. Ihr lieben Kinder, habt auch recht herzlich Dank für die schöne Photographie. Du liebe Agathe machst Deinen lieben Eltern jetzt wohl mehr Freude als damals, nicht wahr? Papa schreibt, daß Mama ziemlich krank war, ist doch wohl wieder gesund geworden? Jetzt will ich noch einen kleinen Besuch über die Gasse machen bei Onkel Gerhard Zacharias. So wie der Bruder schreibt, ist der Onkel ziemlich leidend. Der liebe Heiland möchte dem l. Onkel und der l. Tante in ihren alten Tagen zur Seite stehen. Einen herzlichen Gruß von uns an sie und ihre Kinder.

Nun muß ich zu der lieben Mama, die ist bereits schon gegen 80 Jahre alt. Wir denken noch recht oft an sie. Will denn berichten, daß wir noch alle, Gott sei Lob und Dank, schön gesund sind. Ihnen, l. Mama, sowie Johann Walls und Johann Regiers zur Nachricht, daß ihre Kinder Bernhard Neumans im Irdischen nichts zu klagen haben, sie haben auch eine gute Ernte gehabt. Die Frau ist ziemlich leidend. Dann will ich noch zu meiner gewesenen Schwägerin, Isaak Friesens: Was macht Ihr denn alle? find die 3 Kinder von meinem Bruder noch zu Hause? Von Heinrich habe ich gehört, daß er nach dem Kuban gegangen sei, wo er sich verheiratet hat. Bitte schreibt uns einen langen Brief. Jetzt will ich noch nach Tiege zu meinem Bruder und Schwägerin Johann Warkentins: „Was macht Ihr denn alle? so wie ich gehört habe, hat Euer Sohn Jakob sich verheiratet und hat sich beim Trackt angesiedelt, und Sohn Johann dient in der Forstei, das ist auch kein sehr angenehmer Dienst. Bitte schreibt uns einen langen Brief, denn wir sind immer neugierig, wie es Euch geht.

Von Br. Aron Warkentin aus der Krim haben wir jetzt auch einen Brief bekommen, sagen auch herzlich Dank für die Liebesbeweise. Wir haben den Brief mit Eurer Adresse an Eure Kinder nach Oklahoma geschickt.

Noch einen herzlichen Gruß an alle lieben Freunde und Bekannten in Rußland, sowie auch hier in Amerika von Eurem Wohlwünscher

Peter P. Warkentin.

Windom, R. F. D. No. 1, den 3. April 1902. Wieder daheim, nach zweiwöchentlichem Aufenthalt in Spring Valley, wo Bruder J. L. Winey von Jackson Co., Kan., eine Reihe von Versammlungen abhielt. Ich bin mit der Gemeinde in Spring Valley schon 29 Jahre bekannt gewesen, habe daselbst aber nie ein so reges, geistliches Leben wahrgenommen als während meines diesmaligen Aufenthalts daselbst. 25 junge Seelen wurden angeregt, ein neues Leben zu beginnen. Bruder Winey kehrte heim, und da Bruder Geo. R. Brunk von Oregon zurückgekehrt ist, wurde er gebeten die Jugend weiter zu unterrichten, wonach sie durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden soll. In der Penn. Gemeinde in Harvey Co., wurden neulich 15 Seelen durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. In der Peabody Gemeinde wurden 7 Seelen in die Gemeinde aufgenommen. Also wurden an den zwei obengenannten Orten zusammen 22 Seelen durch Bruder T. M. Erb, von Newton, Kan., durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Mit den 25 zu Spring Valley und 15 zu West Liberty würde sich die Zahl der Neubekehrten auf 62 belaufen. Mögen sie fortan alle als Arbeiter im Weinberge des Herrn thätig sein.

Die Iowa Brüder hatten 51 Plätze aufgesucht, für welche sie uns ernstlich um einen Prediger baten. Zu gleicher Zeit hatten wir mehr als 40 Plätze auf unserm eigenen Felde gefunden, da es an Arbeitern mangelte. Dieses macht im ganzen 91 Stellen, wo Hilfe Not thut, und wir haben nur 22 Prediger, diese Plätze zu bedienen. Mögen wir als Mennoniten beten wie noch nie zuvor um Arbeiter in seinem Weinberge.

R. J. Heatwole.

Nebraska.

Henderson, York Co., 15. April 1902. Ich wollte warten auf einen wirklichen Trieb, um auch etwas Rechtes zu schreiben, da aber jetzt das Schuldgefühl zuvorkommt, so kann ich doch nicht länger umhin, meinem Versprechen nachzukommen. Ich will denn, da ich Br. David Hieberts Aufsatz in No. 14 schon gelesen habe, und er die Reise schon beschrieben hat, nichts weiter darüber sagen.

Am 4. Oktober 1901 fuhren wir von Henderson ab, und kamen am 22. (9. Oktober a. St.) in Prischip an, wo der lieben Geschwister Fuhrwerk schon zum viertenmal auf uns wartete. Wir fuhren über Wasserau und Weinau durch die Molotschnaniederung Schönau zu, wo wir mit Sonnenuntergang auf dem Elternhof einfuhren, wo Vater, 83, und Mutter, 82 Jahre alt, uns, beide am Straßenzaun stehend, erwarteten. Ich finde nicht Worte, die Gefühle zu beschreiben. Auch besuchten wir unsere Geschwister Witwe David Görtz, Gnadenheim, und Johann Klaßens, Gnadenthal. Sonntag den 14. Oktober waren wir in Rückenau, durften nach langer Zeit wieder auf den Versammlungsbänken sitzen und Gottes Wort hören. Wir haben manche Geschwister von Angesicht gesehen, auch den alten Br. Cor. Wall. Br. Jakob Penner trafen wir im Bett, er leidet am Bruch. Dienstag den 16. Oktober halb 12 Uhr nachts fuhren wir, meine Schwester Witwe Görtz, David Hieberts und ihre 2 Freunde von Prischip, ab nach der Samarischen Ansiedlung, welche 2000 oder mehr Werst entfernt ist. Kamen am 21. Oktober 6 Uhr morgens in Sorotschinskaja an. Am Mittag fuhren wir auf 4 Korbwagen aus der Stadt der 45 Werst entlegenen Ansiedlung zu. Wir hatten uns anmelden lassen, darauf kamen David Görtz und Peter Pankratz, beide Franz Görtzens Kinder von Gnadenheim, uns schon entgegen und nahmen uns und Schwester Görtz auf ihren Wagen. Am 22. früh morgens kamen wir bei den l. Freunden in Kuterla an. Als wir uns aufgewärmt hatten, gingen wir über die Straße zu Geschwister Joh. Görtzens, früher Rückenau, welche ihren Augen nicht trauten, und es doch zuletzt glauben mußten, daß mir es waren. Mit manchen Geschwistern haben wir uns hier gefreut über das große Glück, das wir in Jesu haben.

Am folgenden Tage waren wir in Kaltan bei Geschwister Daniel Friesens auf der Hochzeit. Bruder Konrad sprach über Ev. Joh. 2, 1—11, „Was er euch sagt, das thut." Br. Martens sprach über 2. Cor. 13, 11, „Habt einerlei Sinn." Besonders wichtig war mir, was der Vater seinen Kindern mitgab, nämlich Sprüche 4, 1—13, wenn sie darauf achten, kann's ihnen gut gehen und wird ihnen der Weg nicht sauer werden.

Von da fuhren wir mit Geschw. Peter Klaßens, meiner Nichte, mit nach Pleschanof, besahen auch unterwegs das neue Versammlungshaus in Lugofsk. Wir besuchten noch manche Geschwister und Freunde. Am 29. Oktober fuhren uns die Geschwister Joh. Görtzens nach der entfernten Orenburgschen - Ansiedlung, wo wir abends spät bei meiner Schwester, Witwe Matthies ankamen. Es waren die mir sehr lieb gewordenen Geschw. Epps zu Gast da. Als ich hinein kam und um Nachtquartier frug, erkannte sie gleich meine Stimme und sprach: „es ist ja mein Bruder."

Johann war diesen Herbst zum Los, hat aber Familienrecht, und ist Schullehrer im Nachbardorf. Matthies und Sohn Bernhard sind tot, sonst sind alle gesund.

Es war dort bis 18 Grad kalt und etwas Schnee. Am Sonntag den 4. Nov. regnete es und taute auf, so daß Br. Bergens Nachbar am Montag pflügte; aber am 6. November war's wieder hart, und als wir abends bei Platofka den Zug bestiegen, fing's an zu schneien. Am 10. November verließen wir den Zug bei Statoin Prischip, waren die Nacht in Schönau, machten dann Besuche in Fürstenwerder, Rückenau und Takmak. Am 22. November fuhren wir nach Sagradofka, welches 24 Stunden per Bahn nimmt. Dort angekommen, holten uns meiner Frau Schwester und Schwager Jakob Martens mit zwei Fuhrwerken ab nach ihrem Heim in Tiege No. 8. Unsre erste Reise hier war nach Steinfeld No. 14 und Neuhalbstadt No. 4, weil ich beauftragt war dorthin. Ihr Lieben, Eure Großmutter glaubte es nicht zu erleben, bis wir wieder kämen; wir haben ihr erzählt, daß wir Euch gesehen, sie freut sich, daß wir ihr viel von Euch erzählten. Dann waren wir bei meinem Onkel, Joh. Rempels in No. 5, feierten mit ihm seinen 75. Geburtstag. Ich habe den Onkel noch nie so schön gesund gesehen wie jetzt. Habe dort auch meine Nichten und Vettern gesehen, auch meiner Frau Nichten. Wir haben viel Freunde dort, werden viel Briefe bekommen. Ich gehe oft die Reihen durch, wo wir uns so innig unterhalten haben, freue mich noch heute im Geist in Eurer Mitte. Am 21. Dezember fuhren wir zurück nach der Molotschna, und waren Weihnachten in Schönau, Rückenau und Gnadenthal. Am Sonntag waren wir in Waldheim. Br. Heinrich Voth leidet am Krebs, am linken Auge. Neujahr verlebten wir in Alexanderwohl. Ferner besuchten wir noch Freunde und Geschwister in Kleefeld, meinem Geburtsort und längs der Juschanlee.

Am 3. Februar waren wir zum letztenmal in Rückenau in der Versammlung, hielten uns dann noch 2 Wochen in Schönau auf. Ich freue mich, Euch alle gesehen zu haben. Von zu Hause weg ist ein halbes Jahr sehr lang, aber Besuche zu machen zu kurz; es ist, als wenn es nicht recht genügend ist. Nun in dieser Welt wird es schon immer so sein, aber wenn wir erst die Herrlichkeit empfangen haben, die uns bereitet ist, dann werden wir uns sehen in Ewigkeit. Amen.

Ich danke Euch allen für Eure Liebe, es ist mir wohl manchmal schwer gefallen, Euch bei solchem Kot um Fuhrwerk anzusprechen, aber Ihr habt's immer willig gethan, nun der Herr wird's Euch vergelten. So war denn unsre Zeit abgelaufen, und wir verließen unsere Geschwister und die lieben alten Eltern, und fuhren am 19. Februar 1902 von Prischip ab, kamen am 22. in Werschbolowo an, und passierten nach der Paßrevision die Grenze ohne Schwierigkeit. In Eidkuhnen im Zollamt ging alles gut, doch wollte man uns baden; aber als man unsere amerikanischen Pässe sah, ließ man uns in Ruhe. Fuhren 8 Uhr von Eidkuhnen ab, und kamen am 24. Februar (9. März n. St.) in Bremen an. Dort wurde alles fertig gemacht, geimpft, Geld gewechselt und Billets gekauft bis Henderson. Weil Bremen überfüllt war mit Auswanderern, wurden wir schon am 10. nachmittags aufs Schiff gebracht, und am 11. ging's ab. Wir hatten eine schöne Fahrt, außer etlichen Tagen, an denen wir seekrank waren.

Am 18. März 2 Uhr mittags landeten wir in Hoboken. Als die Kajütspassagiere ausgestiegen waren, wurde gerufen: „alle Amerikaner Bürger aus dem Zwischendeck dürfen kommen." Da kam der Schmerz: weil wir unsere Billets bis Henderson genommen, waren wir Emigranten, und mußten uns am nächsten Tage doch wieder einfinden. So kehrten wir aufs Schiff zurück, da hatten wir doch Quartier und Kost unentgeltlich. Jetzt mußten wir Emigranten nach Ellis Island. Es war kalt; die Abfertigung nahm den ganzen Tag in Anspruch. Abends 6 Uhr stiegen wir in unsern Zug; wir mußten in Chicago 18 Stunden warten und kamen endlich Sonnabend am 22. März zu Hause an. Als wir in Henderson ankamen, wie viel Leute waren da, die auf uns warteten, Nachbaren, Freunde, Geschwister, und von unsern Kindern fehlte auch nicht eines, alle waren froh und gesund. Es gereut uns nicht, die Reise gemacht zu haben, welche uns wohl $400 gekostet hat. Wir freuen uns im Herrn und danken ihm, daß er uns so glücklich geführt, und unser Haus bewahrt hat.

Grüße noch zum Schluß alle die dieses lesen mit Ps. 33, 12—32.

Eure Freunde
Peter u. Anna Quiring.

P. S. — G. Arbeiter in Dakota, dessen Frau Katharina Unruh heißt! Weil mir Eure Adresse abhanden gekommen ist, bitte schickt mir selbige zu; ich habe Euch einen Brief mitgebracht vom Bruder. —

Ich möchte auch gerne die Adresse des alten Peter Dalke, früher Tiegerweide, Rußland, dann Nebraska, jetzt im Canadischen, wissen.

Henderson, den 21. April 1902.

Werte „Rundschau!" —

Saskatchewan, Saskatchewan!
Was hast du uns schon angethan,
Was man nie geglaubet, kaum gedacht,
Hast du, o Wunder, schon vollbracht.
Saskatchewan, Saskatchewan!

Saskatchewan, Saskatchewan!
Was fängt man doch wohl mit dir an?
Du nimmst uns Väter, Mütter, Brüder,
Aber nie wohl giebst sie wieder!
Saskatchewan, Saskatchewan!

Saskatchewan, Saskatchewan!
Soll das die Losung sein, was dann?
Verläßt man auch bald Hof und Haus,
Und reiset fast zur Welt hinaus. —
Saskatchewan, Saskatchewan!

Saskatchewan, Saskatchewan!
O, wär's doch nicht ein leerer Wahn!
Fänd' Fleiß und Müh' dort rechten Lohn,
Dann schall es stets in liebem Ton:
Saskatchewan, Saskatchewan!

So ungefähr denkt und spricht hier jetzt ein mancher, indem wieder ein langer Zug beladen wird und mehrere liebe Freunde in eine neue Heimat, Saskatchewan, ziehen wollen. Gestern war für die Auswanderer hier für lange Zeit, vielleicht für immer, der letzte Sonntag, und der Umstand brachte die Häuflein auf verschiedenen Stellen zusammen zu entsprechenden Abschiedsfesten. Am nächsten Donnerstag treten sie die Reise, per Extrazug, an.

Die Witterung war bis jetzt kühl und trocken. Gestern war es still und heiß, 98—100 Grad im Schatten, heute war es heiß bis um 4 Uhr nachmittags, dann erhob sich ein Sturm aus dem Süden, daß es nur so eine Art hatte. Die Luft war ganz gelb und dick voll Staub, daß es äußerst ungemütlich wurde. Hoffentlich bekommen wir bald Regen. Die Dichtigkeit des Wintergetreides läßt auf mehreren Stellen zu wünschen übrig, aber die meisten Stücke sind sehr schön. Das Laub und die Blüten an den Bäumen kommen jetzt mit Macht heraus, auch Gras und Unkraut.

Donnerstag den 17. d. M., fand bei G. Franz die Hochzeit ihrer Tochter Maria mit C. Hiebner unter großer Beteiligung statt. Viel Glück! Korr.

Oklahoma.

Ringwood, 14. April 1902. Bitte den Editor der „Rundschau" folgende Zeilen in die „Rundschau" aufzunehmen.

Es geht uns leidlich gut, denn Gott ist hier so nahe wie irgendwo. Apstg. 17, 27. Unsere Weizenfelder stehen mittelmäßig gut; habe ein Weizenfeld 17 Meilen östlich bei Enid gesehen, welches total verwintert war, ist wahrscheinlich zu stark mit Pferden beweidet worden. Im Winter war es trocken, gegenwärtig ist viel Regen, aber kühl. Korn ist schon viel gepflanzt. Viele Grüße an B. C. Friesen, Schw. A. Ham, Schw. H. Thießen, Samara, Br. J. Friesen, Marienwohl, Br. P. Friesen, Sparrau und ihre Kinder. Wir leben alle noch und sind gesund. Viele Grüße an Onkel und Tante Enns, Tiegenhof Gouv. Ekaterinosl. Auch alle Rempels dort, alt und jung, Enns jun., Neufelds eben daselbst oder sonstwo, seid gegrüßt. Will mit Willen keinen Freund übersehen und beleidigen; ist's mal geworden, bitte um Entschuldigung.

Unsere Hausmutter Maria, meine Frau, welche Eure Tiegenhofer Freundin ist, ist bei ihren 48 Jahren und vieler Arbeit leidlich gesund. Sie litt früher an Rheumatismus, aber jetzt ist fast alles verschwunden.

Es hat uns höchst interessiert die Korrespondenz von Peter Dick, Omsk, Sibirien zu lesen. Wirst wohl aus meiner Unterschrift ausfinden wer ich bin. Mir ist immer gesagt worden, wir sind Freundschaft, wenn auch nur weitläufig. Du erwähnst ja nichts von Deiner Mutter, ist sie tot? Sieh, da hast Du Ursache, noch einmal eine Korrespondenz für die „Rundschau" zu schreiben. Hoffe, Du bist ein guter Streiter Christi geworden. So wollen wir fortfahren gegen die Sünde mit Gottes Gnade zu kämpfen, gegen die Welt und unser eigen Fleisch und Blut, bis einst die letzte Thräne von unserm Auge gewischt; die Sünde für ewig verschwunden sein wird. Wir hoffen, die Mennoniten dort werden Sibirien für den Herrn auf friedliche Weise erobern. Joh. Matthies, der dort bei Omsk wohnen soll, hat ja die Feder schön brauchen gelernt, der könnte vielleicht auch mal was über Sibirien schreiben, wie es ihm dort gefällt.

Zuletzt alle Freunde und Rundschauleser grüßend, zeichnet sich

Jacob Friesen.

California.

Azusa Los Angeles Co., den 15. April 1902. Liebe „Rundschau"! Dieweil Du ein so treuer Bote bist und beinahe in alle Länder kommst, so möchten wir Dir auch mal wieder was mitgeben auf Deine Rundreise.

Wir möchten gerne erfahren, ob meiner Frau leiblicher Bruder, Peter Neuman in Rußland noch lebt. Wir bekamen einen Brief von ihnen am 14. Juni 1891, es hieß darin, daß sie sich am 15. Juni auf die Reise nach Orenburg begeben wollten. Sie haben die letzte Zeit in Elisabetthal, Südrußland, gewohnt. Er schrieb damals, wenn sie erst würden an Ort und Stelle sein, so würden sie gleich schreiben, haben aber bis jetzt nichts von ihnen erfahren, trotzdem wir schon ein paarmal durch die „Rundschau" angefragt haben. Weil wir sehen, daß das liebe Blatt sich nicht eher zufrieden giebt, bis es gefunden, was gewünscht wird, so fassen auch wir wieder frischen Mut und bitten auch die Rundschauleser: sollte jemand was bekannt sein von besagtem P. Neuman, ob er noch lebt, so würde es uns sehr lieb sein, wenn wir es durch die „Rundschau" erfahren könnten. Wir danken den Lesern des Blattes im Voraus, daß sie uns werden behilflich sein.

Da ich auch von unsern Kindern aufgemuntert wurde, nämlich von Heinrich Nickels, Pasadina, California, etwas an seinen Onkel David Nickel, Waldheim, Südrußland, zu schreiben, so lassen sie den lieben Onkel herzlich grüßen, und berichten ihm, daß sie den 5. Januar einen kleinen Sohn erhalten haben, dem sie auch den Namen David gegeben haben; würden sich herzlich freuen, wenn sie mal etwas von ihrem Onkel hören würden. Auch wir berichten den Lesern dieses Blattes, daß wir, dem Herrn sei Dank, noch gesund sind.

Verbleiben grüßend Eure Geschwister im Herrn Jesu. Auch dem Editor einen Gruß.

Benj. u. Sara Ratzlaff.

Minnesota.

Mountain Lake, den 19. April 1902. Der zweite Auswanderungszug, bestehend aus 2 Passagierwagen und 30 Frachtwaggons, beladen mit allerlei Farm- und Hausgerätschaften, verließ am 8. April unsere Gegend, um die Insassen dem fernen Nordwesten (Saskatchewan) zuzuführen, wo sie eine neue Heimat gründen wollen. Einige fuhren schon früher, am 1. April, dorthin ab. Meistens sind es Leute, die von Deutschland hier eingewandert sind, auch waren einige Amerikaner darunter. Die Leute, die am 8. d. Mts. von hier abfuhren, waren von unsern Leuten und Farmer aus dieser Gegend. Unsere Ansiedlung erfährt durch diese Auswanderung manches für

uns Mennoniten Unangenehme, sowohl im Gemeinschaftsleben, als auch im Schulwesen; denn wo früher ausschließlich bloß Mennoniten zusammen wohnten, sind große Lücken geworden, die durch andere Nationen und Konfessionen ausgefüllt werden, infolgedessen auch Meinungsverschiedenheiten im Schul- und Gemeinschaftswesen entstehen.

Am 14. April, 5 Uhr morgens, starb Witwe Susanna Adrian, geborene Kröker, vielleicht mehr bekannt unter dem Namen Witwe Joh. Kopp, früher Sparrau, Rußl., im Alter von beinahe 74 Jahren. Sie wurde am 15. von dem M. Br. G. B. H. aus auf dem Stadtkirchhof zur letzten Ruhe gebettet.

Die Verstorbene wanderte 1875 mit 4 Söhnen und 2 Töchtern als Witwe nach Süddakota aus, wo sie bis vor ungefähr 2 Jahren bei ihren Kindern gewohnt hat. Da nun einige Kinder gestorben sind, und Heinr. Kopp nach Saskatchewan zog, so zog sie mit Johann Kopp nach N. Dak. Vor ungefähr 1½ Jahren kam sie von dort ganz mittellos hierher, und war somit auf anderer Leute Hilfe angewiesen. Ihre letzten Tage hat sie bei Franz F. Janzens zugebracht, die sie auch auf ihrem Kranken- und Sterbebett gepflegt haben. Krank gewesen ist sie 8 Tage. Sie hinterläßt 2 Söhne, Heinrich und Johann, und einen Bruder in S. Dak., denen obiges zur Nachricht dient. An Joh. Kopp hat sie letzten Winter 2 Briefe schreiben lassen, welche aber beide als unbestellbar zurückgekommen sind, woraus zu schließen ist, daß er von dort weggezogen ist.

Die Saatzeit wurde hier bis zum halben April beendigt, weil wir aber in diesem Frühjahr keinen Regen bekommen haben, so ist es schon ziemlich trocken. Der starke Wind, den wir etliche Tage hatten, hat schon von dem eingesäeten Getreide etwas an die Oberfläche gebracht. Ein schöner Landregen würde unsern Aeckern sehr wohlthuend sein. Das erst gesäete Getreide ist schon aufgegangen.

Rev. N. N. Hiebert kam den 17. d. Mts. nach halbjährlicher Arbeit aus dem Süden heim. Auch wird Pred. P. Rempel Sonntag hier erwartet.
Korr.

Washington.

Odessa, den 18. April 1902. An die Rundschauleser. Heute, den 18. April haben wir einen schönen Regen, welcher wieder größere Hoffnung auf eine gute Ernte giebt. Die Saatzeit ist beendigt und das Getreide ist meistenteils aufgegangen. Der Landhandel geht flott. Freund Julius Siemens macht gute Geschäfte; warum auch nicht. Washington zeugt für sich selbst durch das schöne grüne Getreide, die frischangepflanzten Obstgärten und die neuen Baulichkeiten. Es werden wieder Tausende von Acres Wiese gebrochen, welche im Herbste wieder mit Winterweizen besäet werden.

Joseph Quierings haben ihre kranke Tochter nach Spokane ins Hospital gebracht. Der Gesundheitszustand hier ist befriedigend.
A. W. Toews.

Indiana.

Holderman Gemeinde, Wakarusa, den 9. April 1902. Bruder J. S. Shoemaker von Freeport, Ill., kam hier her und hielt eine Reihe von Versammlungen unter uns ab, welche am 26. v. M. geschlossen wurden. Seine Arbeit war auch nicht vergebens, denn neun junge Seelen wurden willig, ihren Heiland zu bekennen. Der Herr segne sie! Br. Shoemaker hielt sehr ermutigende Predigten auch für die Gläubigen und besuchte so viele von den Gliedern, wie ihm seine Zeit erlaubte. Auch dieses diente zur Ermutigung. Möge der Herr seine Arbeit unter uns dahin segnen, daß noch viele aus der Finsternis ans Licht gebracht werden. Brüder betet für uns; Einigkeit macht stark. Wenn wir alle mehr für einander beteten, so würden wir mehr Kraft zum Guten verspüren und nicht so viel Streitigkeiten in der Gemeinde im allgemeinen haben. Möge der Herr uns allen beistehen.
Korr.

Pennsylvania.

Ephrata, den 6. April 1902. Werte „Rundschau!“ Da ich in Deinen Spalten noch nie einen Bericht aus unserer Gemeinde gesehen habe, so will ich Dir ein paar Zeilen zuschicken. Im vorigen Herbste bauten wir ein neues geräumiges Versammlungshaus hier in Ephrata.

Vorigen Sonntag wurde eine Sonntagsschule organisiert und folgende Beamten wurden gewählt: Supt., Bruder Benjamin Wenger; Hilfs-Supt., Bruder D. A. Landis; Schreiber, Bruder John A. Buckwalter; Schatzmeister, Henry Gockley; Gesangführer, Bruder Elam Landis. Die Brüder und Schwestern zeigen großes Interesse in der Sonntagsschularbeit. Da unser V. H. in der Stadt gelegen ist, so erwarten wir viele Kinder, die sonst nicht Gelegenheit haben, eine Sonntagsschule zu besuchen. Das V. H. ist sehr geräumig, ist aber bis jetzt immer gefüllt gewesen. Betet für uns, damit der Herr seinen Segen zu unserer Arbeit verleihen möge.
M. E. L.

Canada.

Alberta.

Didsbury, den 13. April 1902. Werte „Rundschau“! Wir kamen am 28. März hier an und sind seit dieser Zeit schon zweimal wegen Land unterwegs gewesen, einmal 16 Meilen und einmal 25 Meilen ab. Haben, schönes Land gefunden, auch haben wir uns in dieser Zeit schon ein Haus gebaut in der Stadt, 18x20 groß und 14 Fuß geständert, Schindeldach darauf. Didsbury ist schon ein nettes Städtchen, hat schon 11 Geschäftshäuser, alles ist in einem Jahr entstanden. Es kommen alle Tage frische Einwanderer, die meisten aber gehen weiter nördlich. Man muß schon ziemlich weit gehen, ehe man Heimstättenland findet. Das Eisenbahnland ist sehr gestiegen im Preise, von $3.00 bis $4.00, in einem Jahr geht es vielleicht bis $10.00 per Acre. Prairiefeuer hat hier südwestlich viel Schaden angerichtet.
Achtungsvoll
Peter P. Giesbrecht.

Saskatchewan.

Waldheim, P. O. Rosthern, den 17. April 1902. Aufs neue muß ich um etwas Raum in den Spalten des Blattes bitten, vielleicht gelingt es mir diesmal, unsere Lieben in Rußland zu bewegen, ihr gegebenes Versprechen einzulösen und an uns zu schreiben. Außer David Rempel, Katrinofka, Ignatjef, und Jakob Dyck, Borosenko, hat bis jetzt noch keiner von den vielen Freunden und Verwandten dort ein Lebenszeichen von sich gegeben, ungeachtetdessen, daß wir geschrieben haben. Dieses gänzliche Stillschweigen ist uns vor allem von den Niederchortitzern auffallend, ob sie schon nicht mehr am Leben sind? Gerhard Rempel soll gestorben sein, auch schreibt Schwager Jakob Dyck, daß die „Witwe“ P. Warkentin nicht mehr unter den Lebenden weilt, demnach soll er, Warkentin, schon vorher gestorben sein, und es nimmt uns Wunder, daß niemand uns dies berichtet hat. David Rempel und Jakob Dyck sind wir sehr dankbar, daß sie uns geschrieben haben. Wir fragen, wo Johann Penners, früher Sergejewka, jetzt wohnen, haben an sie geschrieben, sind aber auch ohne Nachricht von ihnen geblieben. Ob er nicht herüberkommen will? es ist einigermaßen Aussicht dafür, daß die Regierung helfen wird.

Die vorjährige Ernte ist reich ausgefallen, nur ließ der Weizenpreis viel zu wünschen übrig. Der verg. Winter ist im großen und ganzen ein mäßiger und angenehmer zu nennen. Bei uns und den andern Freunden ist alles gesund; nur die l. Mutter ist fast immer ans Krankenbett gefesselt, doch sieht sie ihrer Auflösung glaubens- und trostvoll entgegen.

Es geht uns hier ganz gut und fühlen uns für die empfangenen Wohlthaten zu großem Dank gegen den Geber alles Guten verpflichtet. Dieses Dankgefühl kann man am besten durch einen Wandel in Liebe und Wahrheit zum Ausdruck bringen, nach dem Wort: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.“

Wenn wir lesen, daß in der alten Heimat 20 Rbl. für einen Klafter Stroh und 25 Kop. für einen Sack Spreu bezahlt werden, so will uns dies fast wunderlich scheinen, da hier solches alles auf dem Felde verbrannt wird, weil es nichts wert und nur ein Hindernis ist. Am 10. April haben wir mit dem Einsäen angefangen.

Zum Schluß grüßen wir alle Freunde und Bekannten in Rußland und Manitoba.
Peter u. Anna Epp.

Die Selbstreinigung der Flüsse

ist ein außerordentlich wichtiger Vorgang. Wenn man bedenkt, welche Mengen faulender Stoffe, verwesender Tier- und Pflanzenkörper die Flüsse aufnehmen, wozu in unserer Zeit noch die Abwässer aller möglichen Fabriken kommen, so sieht man leicht ein, daß das Wasser sehr bald übel riechen, ja sich mit einer von faulenden Stoffen gebildeten Decke überziehen würde, die Epidemien u. s. w. hervorrufen könnte. Dadurch, daß sich die Flüsse selbst reinigen, fördern sie in wahrhaft großartiger Weise die gesundheitlichen Verhältnisse auf Erden. Der Vorgang der Selbstreinigung vollzieht sich folgendermaßen: Zunächst fällt ein Teil der schlechten Stoffe durch die eigene Schwere zum Grunde nieder, wo er zerrieben, aufgelöst u. s. w. wird und dann in wesentlich anderer Form wieder nach längerer Zeit an die Oberfläche gelangt, wo sich jetzt andere Kräfte daran bethätigen. Dann ist es die Verdünnung, die — besonders bei der Unschädlichmachung der Abwässer aus den Fabriken und Kanalisationen der Städte — in Betracht kommt. Man nimmt behördlicherseits an, daß eine 50—60fache Verdünnung der Kanalwässer diese der Gesundheit nicht mehr nachteilig erscheinen läßt. Ferner treten im Wasser mancherlei chemische Verbindungen auf, wodurch die schlechten Stoffe im Wasser unlöslich und somit ungefährlich werden; auch die Wasserpflanzen assimilieren viele Stoffe. Im allgemeinen nimmt man an, daß etwa 2½—3 Meilen unterhalb der Stelle, wo Abwässer in den Fluß geleitet werden, dieser die ursprüngliche Klarheit des Wassers wieder erlangt.

Unterhaltung.

Mammon.

Von Sophie von Adelung.

I.

Kanzleirats saßen beim Mittagessen. Es gab Leberklöße und Salat.

Es war Sonntag, und darum konnte man sich Zeit nehmen. Den beiden sah man es so recht an, wie wohl ihnen nach der Arbeit der Wochentage die Ruhe that, und wie gut sie es sich schmecken ließen.

„Du, aber die Knöpf sind delikat heute!" sagte die Frau Kanzleirat, indem sie mit der Gabel noch zwei der Klöße auf ihren Teller herüberholte und sie dann liebevoll aus dem Löffel mit der fetten Brühe begoß, in der appetitlich angeröstete Zwiebelstückchen umherschwammen. „Delikat! Das letzte Mal sind sie mir vergraten. Vielleicht war da ein klein bißchen z'wenig Leber drin — meinst Du nicht auch?"

Der Kanzleirat schob einen Bissen in den Mund und kaute nachdenklich. „Hr—hm!" machte er dann, wie er seine bedächtigen Reden einzuleiten pflegte: „Hr—hm! — Deine Leberklöße sind ja immer gut; aber es sollte mich fast selber bedünken, als wären sie dieses Mal ganz besonders gelungen, in Anbetracht dessen—" und auch er holte sich eine neue Portion der saftigen Speise.

„Nimm Dir noch Salat dazu!" drängte die Kanzleirätin in ihrer lebhaften Weise, indem sie ihm die Salatschüssel hinschob. „Du weißt, Salat ist gut für Dich. Du hast weniger Bewegung als ich und mußt leicht verdauliche Speisen essen, hat der Doktor gesagt. Da —" und sie häufte seinen Teller voll, während er sich vergeblich gegen das Zuviel wehrte.

„Thut ihm nichts!" sagte sie entschieden. „Das ist gut für Dich, und mir bleibt noch genug übrig!"

Es entstand ein behagliches Schweigen. Befriedigt blickten die Ehegatten bald einander, bald das schmackhafte Gericht vor sich an: einem jeden mundete es so recht von Herzen.

Ein rechtes Bild der Zufriedenheit und Genügsamkeit war auch die saubere, große Mansardenstube mit ihrer schrägen Wand: durch das Fenster schien freundliches Licht herein, blütenweiße Vorhänge hingen vor demselben, und ein Kanarienvogel sang leise Triller in seinem Käfig, höhere und immer höhere, bis er mitten darin abbrach, um wieder tiefer unten anzufangen. Augenscheinlich mundete auch ihm sein Futter, und er fand das Leben angenehm und erfreulich. Die Thüre in die Nebenstube war geöffnet: nach einer ebensolchen Mansarde, in der die weißen Betten standen. In dem Wohnzimmer, in dem die Ehegatten saßen, hingen Bilder an den helltapezierten Wänden, und ein altes Tafelklavier stand in der Ecke: es war geöffnet, denn der Kanzleirat hatte vor Tisch seinem größten Genusse — der Musik — gefrönt. Er war ein etwas hagerer Mann mit einer schwarzen Perücke, unter der im Nacken die eisgrauen echten Haare hervorlugten, und hatte ein gemessenes, fast feierliches Wesen, das im Beisein der Gattin oft etwas Aengstlich unsicheres annahm.

Die Kanzleirätin hingegen war zwar klein, aber von rundlicher Fülle, lebhaft und entschieden. Sie bestimmte über ihren Gatten und hätte es am liebsten auch über die Welt im ganzen und großen gethan.

„Hr—hm—wir haben es doch eigentlich sehr gut," sagte der Kanzleirat nachdenklich, indem er seine Blicke über das Zimmer schweifen ließ. Eine nette Wohnung, gutes Essen, ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen. Ich meine, wir dürften recht froh sein und dem Höchsten danken, der uns ein solches Los —"

„Ha, nun!" unterbrach ihn seine Frau in ihrer raschen Art. „Wofür wir eigentlich so extra dankbar zu sein brauchten, das seh ich nicht ein!"

„Du hast mich nicht ausreden lassen," gab er mild zurück. „Ich wollte sagen, der uns ein solches Los beschieden hat, um das uns weniger günstig Gestellte beneiden könnten; wir sind gesund, können arbeiten —"

„Ja, das fehlte aber auch noch, daß wir krank wären!" unterbrach sie ihn wieder. „Ich möchte sehen, was aus uns würd', wenn zum Beispiel ich einmal hinliegen wollt und mit meinem Spitzenwaschen nichts mehr verdienen! Sehen möcht ich das!"

„Ich weiß sehr wohl — hr—hm — sehr wohl," beeilte er sich zu sagen, „daß Du mit Deiner Hände Arbeit wesentlich zu unserm Unterhalt beiträgst. Aber wir können doch dankbar sein, daß es so ist, nicht wahr? Du selber hast es ja früher auch oft genug gesagt—und daß wir nicht, wie so viele andere Leute, von Sorgen und Not geplagt sind."

„Komm mir nur nicht schon wieder mit Deinen andern Leuten!" fuhr sie ihm ärgerlich in die Rede. „Andere Leute gehen mich nichts an. Oder doch, ja, sie gehen mich was an. Warum muß die Frau Geheimrat unter uns zum Beispiel gleich zwei nette Töchter auf einmal haben? Eine wäre doch auch genug."

„Sie hat—hr—hm! Kummer genug gehabt, als ihr Gatte starb, Pauline!"

„Ach der, es hat mich immer gewundert, wie es der zum Geheimrat gebracht hat. Ich gäb was drum, wenn ich auch so eine erwachsene Tochter hätte, die uns pflegen und hegen könnt, wenn wir alt werden!"

„Aber wir haben doch unsern Ferdinand," wandte er schüchtern ein.

Ja, prost, unsern Ferdinand, drüben in Amerika! Von dem hat man viel! Und seine Mariong erst —"

„Marion — es spricht sich Me — rion aus!" schaltete er ruhig ein.

„Meriong oder Mariong, das ist mir gänzlich gleich!" erwiderte sie ärgerlich. „Nein, von denen haben wir nichts. Und wenn ich denke, was sein Studium gekostet hat! Nicht einmal regelmäßig schreiben thun sie, und wir können einstweilen hier sitzen und darben."

„Hr—hm! Nennst Du das darben—bei Deinen vortrefflichen Leberklößen?" suchte er sie lächelnd zu beschwichtigen.

„Ach was, Leberklöß?" fuhr sie gereizt auf. „Für seine alten Tage möcht man es gut haben, wie andere auch, und ich hab' es satt, Jahr für Jahr mein eigenes Dienstmädchen zu machen, mit nur einer Aufwärterin, die putzt und das Geschirr wäscht. Ich seh nicht ein, warum ich schlechter bin als andere, die in Samt und Seide herumstolzieren, die fein essen und es sich bequem machen. Weißt Du, was ich gar zu gerne möcht? Die hübsche kleine Villa drüben vom Fabrikant Heber, die uns immer so gut gefallen hat. Die wünsch ich mir, ja das thu' ich!"

„Die? Hr—hm! Kommst Du schon wieder mit der Villa, Frau? Die läßt Dir keine Ruhe! Ich kenne Dich kaum wieder, seit Dir die Villa im Kopfe steckt. Gerade heute auf dem Heimweg von der Kirche erfuhr ich, Heber habe Bankerott gemacht. Die Villa wird weit unter dem Preis verkauft, mitsamt dem Mobiliar — man sagt, um fünfzigtausend Mark."

„Und das sagst Du mir erst jetzt?" rief sie erregt. „Um fünfzigtausend Mark? Die wundervolle Villa? O Wilhelm, wenn wir das Geld hätten!"

„Die armen Hebers! Das Haus, in dem sie so glückliche Jahre verlebt haben! Ist es nicht traurig?"

Die Kanzleirätin hatte ein gutes Herz. Sie vergaß für einige Augenblicke die eigenen Wünsche und versetzte sich in Gedanken in die Lage der unglücklichen Fabrikantenfrau. Dann sagte sie: „Wie schad' um die schöne Villa! Jetzt wird sie am Ende jemand kaufen, der nicht weiß, was damit anfangen. Das muß man sagen, Hebers haben zu leben verstanden. Frau Heber hat mich einmal darin herumgeführt—sie war sonst immer unausstehlich hochmütig gegen mich — ich kann Dir aber sagen, Wilhelm, schön war es! Hochfein und elegant von unten bis oben! Und ein Gärtchen ist auch dabei."

„Es ist eine ungünstige Zeit für Hebers: viel Neubauten und die Häuser im Preis gesunken."

„Ich wollt', wir hätten die Villa! Groß ist sie ja nicht — eigentlich nur ein Stock und oben die Dienstbotenzimmer. Aber für uns gerade recht."

„Hm — ja, was wolltest Du denn mit so viel Zimmern machen?" fragte er verwundert.

„Nun, Gesellschaften geben, Diners — gerade wie Hebers auch. Glaubst Du, ich brächt' das nicht zu stande? Du solltest mal sehen, wie fein das wär!"

Er erhob sich. Ich bin ganz zufrieden mit dem, wie es ist, Pauline."

„Wohin gehst Du?"

„Ein wenig vor die Stadt. Gehst Du mit?"

„Nein, heute nicht! Das Näh-Korinnle kommt zum Kaffee zu mir. Es sitzt des Sonntags gar so allein daheim, das arme Ding, und schlecht Wetter ist's auch!"

„So, so, das Näh-Korinnle! Das ist recht! Na, dann leb' wohl, Alte!"

Er reichte ihr die Hand, sie half ihm in den Ueberzieher, und er ging. Draußen auf der Haustreppe begegnete ihm das Näh-Korinnle: eine kleine, etwas verwachsene Gestalt, aber ein Kopf mit feinen Zügen und ausdrucksvollen Augen.

„Hr—hm! Aber das freut mich!" sagte der Kanzleirat. „Das Näh-Korinnle! Ei, ist das gescheit, daß Sie zu meiner Frau kommen! Ich wüßte mir keinen lieberen Umgang für sie. Und gerade heute! Sie hat wieder die Villa im Kopf — na, Sie wissen ja! Meine Pauline ist brav und gut und fleißig, wie sonst keine. Aber seit einiger Zeit hat sie Mucken; helfen Sie ihr die vertreiben! Ihr Schälchen Kaffee steht auch schon im Ofen!" fügte er scherzend hinzu. „Ohne das geht es bei den Frauensleuten ja nicht ab!"

„Oho, Herr Kanzleirat!" Die schönen tiefblauen Augen sahen ihn schelmisch an: „Ich kenne auch Herren, die den edlen Trank nicht verschmähen! So dächte ich zum Beispiel, daß Sie —"

„Hm, ja —" machte er verlegen. „Wissen Sie, ich trinke nun einmal keinen aufgewärmten Kaffee. Nein, das kann ich wirklich nicht. Ich bin sonst lammfromm daheim, Fräulein Korinnle, lammfromm — Sie wissen es! Aber die Liebhaberei meiner Frau für aufgewärmten Kaffee — die vermag ich nicht zu teilen, so sehr ich sonst auch allen Grund habe, ihre wirtschaftlichen Talente zu bewundern, die in Anbetracht dessen, daß —"

Es war schwer, abzuwarten, bis sich der Kanzleirat aus einem seiner vielverschlungenen Sätze wieder glücklich herauswickelte. Darum unterbrach ihn jetzt auch das Näh-Korinnle, indem sie lachend sagt: „Und kurzum, Sie ziehen es vor Ihren Kaffee wo anders zu trinken, Herr Kanzleirat?"

Der Kanzleirat erschrack und wand sich förmlich in Entschuldigungen, Erklärungen und Versicherungen. Aber das Näh-Korinnle ließ sich nicht irre machen.

„Ich verrate Sie nicht, Herr Kanzleirat," sagte sie schalkhaft. „Und nun leben Sie wohl! Ihre Frau erwartet mich, und mir schmeckt der aufgewärmte Kaffee!"

Sie grüßte und ging an ihm vorüber, die Stufen hinauf. Der Kanzleirat aber dachte: „Das ist einmal ein vernünftiges Frauenzimmer, mit dem läßt sich's reden! Immer freundlich und heiter! Ja, ja, das Näh-Korinnle!"

Und er vertiefte sich im Gehen in die Vergangenheit, in Jahre, die weit hinter ihm lagen. Er war damals ein junger Mann und ging im Hause von Korinnles Eltern ein und aus. Ihr Vater war ein armer Schlucker, der vom Abschreiben lebte und davon, daß er armselige Feuilletons für Zeitungen schrieb. Aber er kam sich unendlich glücklich vor in seinem Reich der Träume und glaubte fest daran, ein Dichter von Gottes Gnaden zu sein. Vor seinem Geiste schwebten hohe Vorbilder, und besonders war es die damals noch vielgefeierte, weitberühmte Schriftstellerin, Frau von Stael, für die er schwärmte. Ihr zu Ehren hatte er sein Töchterlein „Korinne" getauft und erwartete von ihr mit zärtlichem Vaterstolz die Verkörperung aller seiner Ideale von Schönheit, Anmut und Geist. Das „Korinnle", wie sie bald im ganzen Städtchen genannt wurde, wo nur die wenigsten eine Ahnung von Frau von Stael, geschweige denn von ihren Werken hatten, wuchs heran und versprach wirklich ein anmutiges und besonders begabtes Mädchen zu werden. Da brach eines Nachts Feuer im Hause aus: Korinnle wurde bewußtlos unter den zusammenstürzenden Balken hervorgeholt, sie war stark verletzt und es erwies sich bald, daß sie zeitlebens einen körperlichen Schaden davontragen würde. Ihr hübscher schlanker Wuchs war unwiederbringlich dahin. Der Rücken zog sich zusammen, und die Schulter schob sich in die Höhe. Ihr Vater nahm sich das Unglück seines einzigen Kindes sehr zu Herzen, daß er bald darauf einer innern Krankheit erlag, die sich bisher nur durch schwache Vorboten geäußert hatte, nun aber plötzlich so heftig ausbrach, daß sie den starken Mann in wenig Tagen dahinraffte. Die Mutter folgte ihm bald darauf, und das Korinnle sah sich allein, hilflos, arm und verwaist, mitten in einer grausamen Welt, die dem Starken und Reichen entgegenkommt, den Schwachen und Elenden aber treulos im Stiche zu lassen pflegt.

Das Korinnle wäre kein fühlendes Menschenkind gewesen, wenn sie sich nicht dem ersten Schmerze rückhaltlos hingegeben hätte: sie fühlte sich unsagbar verlassen, verstoßen und einsam. Dazu kam noch ein anderes: Der Kanzleirat hatte für das schöne Kind mit den tiefen veilchenblauen Augen von jeher eine große Vorliebe gezeigt; er hatte mit ihm gespielt, und die Kleine mochte nächst Vater und Mutter niemand lieber als ihren Wilhelm. Es war so ein stilles Einvernehmen zwischen diesem und Korinnles Vater gewesen, daß Wilhelm die Jugendgespielin als seine Frau heimführen solle, sobald sie erwachsen sein würde. Aber dann kam das schreckliche Unglück, und als das schöne, lebensfrische Mädchen von siebzehn Jahren zum Krüppel wurde, da war es mit den einstigen Zukunftsplänen aus. Stillschweigend, wie sie vorher die Sache als abgemacht betrachtet, schickten sich beide

Männer nun ins Unvermeidliche und sahen sie als Unmöglichkeit an. Aber nach dem Tode von Korinnles Eltern, als er sie so trostlos sah, so bleich und abgehärmt, da kam es Wilhelm plötzlich vor, als sei er ein erbärmlicher Feigling, ein herzloser, wortbrüchiger Mensch gewesen. Er gestand Korinne seine heiße Liebe, die er plötzlich aufs neue unwiderstehlich in seinem Herzen für sie emporlodern fühlte, und drang in sie, sobald es ihre tiefe Trauer gestattete, seine Frau zu werden.

Das Mädchen fiel ihm schluchzend um den Hals, nannte ihn, „ihren Wilhelm, den einzigen treuen Freund in dieser Welt" und weinte lange und heiß an seiner Brust. Als er aber sanft ihre Arme löste, um ihr in die Augen schauen zu können, und sie bat, sie solle sagen, daß keine sechs Wochen vergehen sollten, ehe sie die Seine werden wolle, — da sah sie ihn unter Thränen lächelnd an, mit einem so eigentümlichen Blick, daß er ihn nie vergaß. Er flehte sie an, doch nur ein einziges Wörtchen zu sagen, und sie sagte klar und fest: „Wenn Du's denn wissen willst — ja ich hab' Dich lieb, Wilhelm! Aber heiraten? Nein, das thu' ich nicht! Heiraten denn solche Mädchen wie ich? Ja, wenn ich Dich nicht lieb hätte — ich würde Dich heiraten, auf der Stelle — aber ich hab' Dich eben lieb!"

Und dabei blieb es. All sein Reden war umsonst, sein Bitten, Flehen. Korinnle hatte immer nur die eine Antwort: „Ich hab' Dich lieb!" Es war, als habe ihr diese letzte gewaltige Gemütsbewegung die innere Fassung wiedergegeben: sie raffte sich aus dem thatenlosen Schmerze auf und sann auf Mittel, ihr Brot zu verdienen. Schon zu der Eltern Lebzeiten hatten ihre geschickten Finger sämtliche Kleidungsstücke für sich und die Mutter verfertigt. Nun nahm sie noch einige Wochen lang Unterricht im „perfekten Schneidern" und ließ sich dann als Kleidernähterin im Städtchen nieder. Bald gewann sie eine bescheidene, aber sichere kleine Kundschaft, denn Näh-Korinnles Kleider saßen gut und bequem dabei; sie hatte nur ein Nähmädchen und man konnte darauf bauen, daß ihre Arbeit pünktlich und solide genäht war, wie für die Ewigkeit — pflegten die Damen zu sagen, die sie bediente.

Wilhelm war zuerst trostlos und versuchte immer neue Stürme auf die unbezwingbare Feste. Aber Korinna schlug einen jeden siegreich zurück und war so schwesterlich freundlich, so ruhig mit ihm, daß er ihr nie lange zürnen konnte. „Warte nur ruhig ab, die Zeit wird alles klären!" sagte sie zuversichtlich, wenn er ungeduldig und ärgerlich wurde. Allmählich gewöhnte er sich an das Verhältnis zwischen ihnen. Er durfte sie Sonntags zuweilen zum Spaziergang abholen: dann gingen die beiden zusammen; sie plauderte harmlos, während Wilhelm etwas befangen neben ihr einherging und sich wunderte, wie selbstverständlich die Bekannten, denen sie begegneten, es hinnahmen, daß sie so zusammen wanderten, ein unverlobtes Paar. Das ärgerte ihn, warum, wußte er selber nicht so recht, und er fing an, seltener zu Korinna zu gehen. Andere Menschen andere Beziehungen zogen ihn in ihre Kreise. Er bekam eine bescheidene, aber feste Anstellung auf einem der Ministerien und hätte nun ohne Sorgen eine Familie gründen können.

Das Näh Korinnle sagte nichts darüber, daß er seltener kam als früher. Sie empfing ihn stets mit demselben klaren Blick ihrer tiefen Augen und hörte ihm teilnehmend zu, wenn er von seinen Vorgesetzten und den Kameraden erzählte. Von sich sprach sie wenig — am liebsten noch von dem, was sie zuletzt gelesen, denn Bücher waren ihre allergrößte Freude. Aber von der Zukunft schwiegen beide. Auch als Wilhelm endlich nach langem Schwanken eines Tages kam, um ihr stotternd zu bekennen, daß er im Sinne habe, sich mit Nachbars Pauline, der Bäckerstochter, zu verloben — blieb sie ruhig und freundlich wie immer. Nur beim Abschied drückte sie seine Hand so fest in ihren beiden, daß es ihn fast schmerzte und sagte so bewegt: „Werde recht, recht glücklich, lieber Wilhelm — das gebe Dir der liebe Gott!" daß es ihm heiß in die Augen stieg.

Das war nun schon vor bald siebenundzwanzig Jahren. Wie floh doch die Zeit so schnell dahin! Wilhelm war damals neunundzwanzig, Bäkers Pauline fast ebensoviel. Aber sie war eine gute Partie, ein gesundes, hübsches Mädchen, arbeitsam und brav, und der Vater hatte ein schönes Vermögen. Freilich, als er starb, erwies es sich, daß so viele Schulden da waren, daß nichts übrig blieb, als die stark belastete Bäckerei. Doch Wilhelm war unterdessen langsam im Amte gestiegen und brachte es bis zum Kanzleirat. Aber die Zeiten waren schlecht, das Leben teuer, und die Erziehung des einzigen Sohnes kostete den Eltern viele Opfer, denn die Kanzleirätin wollte hoch hinaus mit ihrem Ferdinand. Diesem wurde das Studium nicht so leicht, wie das eitle Mutterherz es glaubte und wünschte, aber seinen Doktor machte er doch leidlich und ging dann, weil die Aussichten auf baldigen Erfolg im Vaterlande sehr gering waren, nach Amerika um dort sein Glück als Sprachlehrer an einer der Lehranstalten zu suchen. Dort verheiratete er sich bald mit einer Amerikanerin, die etwas Vermögen besaß, und so wurde er der deutschen Heimat und seinen Eltern nach und nach fast völlig entfremdet.

Das Näh-Korinnle blieb aber dem Ehepaar als Hausfreundin treu zur Seite, und obschon es keine verschiedenere zwei Seelen geben konnte, als die beiden Frauen, so schlossen sie sich doch mit jener Zähigkeit aneinander, die gerade solch ungleiche Freundschaften nicht selten kennzeichnet. Korinnle war die gebende, obschon sie bedeutend jünger war und es daher nie zum Duzen zwischen ihnen kam; sie war es, die die junge Frau liebevoll pflegen und ihr den Haushalt führen half, als der kleine Ferdinand zur Welt kam. Sie wußte stets einen guten Rat und hatte immer einen Trost bereit für der Frau Kanzleirat kleine Sorgen und Kümmernisse. Mit ihm, dem Kanzleirat, verknüpfte sie eine herzliche Freundschaft, obgleich bei seiner Verlobung ganz wie von selbst das „Du" von ihren Lippen schwand; später gewöhnte sie sich auch, „Herr Kanzleirat" zu ihm zu sagen. Im Herzen blieb er ihr aber ein Bruder und mit Schwestern-Nachsicht belächelte sie seine kleinen Schwächen. Die Kanzleirätin mochte wohl von der Jugendliebe beider etwas ahnen; doch dachte sie nicht daran, auf die erste harmlose Neigung ihres Mannes eifersüchtig zu sein. Der Kanzleirat Scheufele gehörte ja ihr für alle Zeiten — was kümmerte sie die Vergangenheit? Und das Korinnle war ein gescheites Mädchen, das ihren Wilhelm lieb gehabt und doch nicht genommen hatte—das war alles.

Während er seine Schritte jetzt dem nahen Restaurant zulenkte, wo er sich ein Schälchen des frisch gekochten heißen Trankes gönnen wollte, dachte der Kanzleirat mit tiefem Wohlbehagen, wie schön sich sein Leben gestaltet habe, nun, da es dem Alter zuging: friedlich und sorglos flossen die Tage dahin, und er hatte wahrlich alle Ursache, zufrieden und dankbar zu sein.

II.

Unterdessen war das Näh-Korinnle bei der Kanzleirätin eingetreten, hatte Mantel und Hut abgelegt und rieb sich die Hände am kleinen Kachelofen.

„Ach, wie wohl das thut!" sagte sie, „und wie ist doch alles so nett und behaglich bei Ihnen! Man empfindet es so recht, wenn man von draußen hereinkommt, es wird schon sehr kalt."

„Das ist jetzt aber heut schon zum zweiten, daß ich das Lied von unserer Behaglichkeit anhören muß," sagte die Kanzleirätin etwas ärgerlich. „Zuerst mein Mann und nun auch Sie. Immer heißt's: bei uns sei es so behaglich. Ja, jetzt sagen Sie mir nur einmal, was Sie damit meinen?"

„Alles!" lachte Korinnle. „Alles! Sie und den Kanzleirat und den Piepser in seinem Käfig und den Kaffee, der im Ofen steht.... Es ist zu schön bei Ihnen!"

„Ach gehen Sie!" stieß die Kanzleirätin nicht eben gnädig hervor. „Das ist ja dummes Zeug, und ich hab' es satt, zu hören, wie gut ich es habe!" Sie schob Korinnle ärgerlich vom Ofen weg, ergriff die blaue emaillierte Kaffeekanne und stellte sie auf den Tisch. Zwei Tassen standen dort auf der sauberen weiß und blauen Serviette und ein Körbchen mit knusprigem Sonntagsgebäck statt der üblichen beiden Wecken.

„Welch unerhörter Luxus!" scherzte Korinnle. „Zwei Bretzeln, Theestangen und gar noch Schneckennudeln-mein Lieblingsgebäck! Sie haben Sich in „Unkosten" gestürzt, Frau Kanzleirat!"

Doch diese schien nicht gesonnen, auf der Freundin Scherz einzugehen. Verdrossen setzte sie sich an den Tisch und schob stillschweigend das Körbchen zu ihrem Gaste hinüber.

„Ich war heute früh beim Herrn Dekan in der Kirche," sagte Korinna.

„Mir war das Wetter bei meinem Husten zu schlecht."

„Die Predigt war wunderschön," fuhr das Korinnle fort. „Der Herr Dekan spricht so klar und faßlich. Es war vom Sorgen die Rede; was einer hätte und wieviel, das sei ganz genau nach unseres Herrgotts Willen und gerade so recht und gut für ein jedes von uns. Darüber hinaus solle man nicht wollen. Viel und wenig seien gleich in unseres Gottes Hand: er könne aus wenig viel und aus vielem wenig machen, wenn es ihm gefällt. Darum sollen wir auch nur auf das Heute schauen und auf das, was Gott uns da giebt. Das „Morgen" hält er bereits fertig für uns in seiner Hand, und kein Sorgen und kein Mühen von uns kann etwas daran ändern. Wir aber sollten allezeit fröhlich und zufrieden sein, wie Kinder, die wissen, daß sie einen lieben Vater haben, der immer zur rechten Zeit giebt, was wir brauchen, und uns nie grämen, wenn etwas nicht nach unserem Wunsch und Willen geht."

Die Kanzleirätin rührte schweigend in ihrem Kaffee, aber ihr Gesicht zeigte deutliche Mißbilligung bei diesen Worten.

„Ich hab' es mir recht zu Herzen genommen," fügte Korinnle hinzu. „Auch ich sorge mich zu oft und denke über den Tag hinaus. Alles dem lieben Gott überlassen — dann erst wird es still und friedlich im Herzen."

„Ich dachte schon, Sie meinen mich mit der Predigt," sagte nun die Kanzleirätin. „Aber das wäre ganz umsonst gewesen. Das Sorgen ist nun einmal mit meiner ganzen Natur zusammengewachsen. Eine Hausfrau und Mutter muß in die Zukunft schauen. Das gehört sich. Und immer zufrieden und dankbar sein, wie Sie's sagen, das geht auch nicht. Das wäre ja dumm. Warum sollte man sich's nicht schöner und besser wünschen, als man's hat? Ja, Korinnle, Sie können mirs' glauben, ich wünsch' mir trotz aller schönen Predigten des Herrn Dekan so recht von Herzen, reich zu sein; ja das thu ich, jetzt mehr als je."

„Thun Sie es nicht, liebe Frau Kanzleirat! Und wenn Sie der liebe Gott beim Wort nehmen würde?"

„Ach, das thut er ja nicht — und wenn er's thäte — was dann?"

„Es ist eine gar schwere Verantwortung, reich zu sein. Ich möchte es nicht. Und wenn wir Rechenschaft geben sollen dereinst von jedem unnützen Wort — werden wir es nicht auch für jeden Pfennig thun müssen?"

„Ach gehen Sie, Korinnle! seien Sie doch nicht gar so streng und fromm!" sagte die Kanzleirätin immer gereizter, denn der Freundin Ernst behagte ihr nicht. „Sie ziehen immer ein jedes irdische Gespräch in ein — na wie soll ich's nur gleich sagen? in ein so himmlisches Licht."

„Thue ich das? Korinnle sah die Kanzleirätin mit ihren seelenvollen Augen groß an. Das geschieht ohne Absicht."

„Es ist aber unnötig. Fromm sein ist schon recht und gut, aber in alles hineinmischen könnt ich mein Frommsein nicht. Das Leben will doch auch gelebt sein, und beides muß man trennen."

„Meinen Sie? Ich kann es nicht; mir ist beides nur eines. Vergessen Sie nicht, wie einsam ich bin — mir ist eben der liebe Gott alles," fügte sie so leise hinzu, daß es die Kanzleirätin kaum hören konnte.

„Sehen Sie, Korinnle," sagte diese darum in ihrer lebhaften Weise, „mein Wilhelm und ich, wir werden nicht jünger; beide sind wir grau geworden — das heißt," fügte sie lachend hinzu, „er ist wieder schwarz geworden, aber das nur wegen seiner Kopf-Neuralgie. Unser Leben ist immer so dahingeflossen, einen Tag um den andern, und das verdrießt mich. Ich möchte auch einmal mein Dasein genießen und mich amüsieren. Ich habe mir das ganz wunderschön ausgedacht, wenn wir zum Beispiel die schöne Hebersche Villa hätten. Die ist mein Traum bei Tag und Nacht, Korinnle. Sie sollten sehen wie gut Sie's dann hätten, wenn Sie mich besuchten! Einen großen, silbernen Korb voll feinsten Konfekts würd' ich Ihnen vorsetzen und Sie spazieren fahren in meiner Kutsche! Und zu Weihnachten — aber was hilft all das Wünschen? Wir werden doch bis ans Ende die armen Kanzleirats in dem Mansardenstüble bleiben!"

„Und dem lieben Gott herzlich dankbar sein für so viel frohe, friedliche Stunden, Tage, Wochen und Jahre, die Sie in dem Mansardenstüble zubringen durften—nicht wahr?" ergänzte das Näh-Korinnle halb schalkhaft, halb wehmütig. „Ja, ich nehme noch ein Täßchen an, wenn es für Sie selber reicht —" und dann plauderte sie von allerlei und mühte sich nach besten Kräften, die Kanzleirätin aufzuheitern. Sie erzählte von Putzle, ihrer schwarzen Angorakatze, die immer noch auf Raub ausgehe, allen Erziehungsversuchen zum Trotz, und gestern einen großen Bratfisch heimgebracht habe, wahrscheinlich in irgend einer Speisekammer stibitzt; von dem Rosenstöckchen an ihrem Fenster, das bald blühen werde, und zuletzt von Lina, ihrem Näh-Mädchen. „Manchmal, wenn sie recht fleißig ist, lese ich ihr etwas vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

30. April 1902.

Bischof Andrew S. Mack verändert seine Adresse nach Pennsburg. Man adressiere Briefe und andere Postsachen an ihn also: A. S. Mack, Pennsburg, Montgomery Co., Pa., R. R. No. 2.

General Funston der hero einer gewissen Klasse von amerikanischen Bürgern, schimpfte seit geraumer Zeit auf jeden, der es wagte unsere Regierung in der Art und Weise des Kriegführens auf den Philippinen zu kritisieren. Jetzt hat ihm der Präsident Roosevelt sagen lassen, er solle weiterhin seinen Mund halten. Das war mal wieder was Vernünftiges von unserem braven Roosevelt.

Bisch. John Rice von Morrison, Ill., besuchte Sonntag, am 6. April die Menn. Mission in Chicago, bei welcher Gelegenheit Bruder H. A. Leaman, Superintendent der Mission, als Prediger ordiniert wurde. Möge der Herr die Arbeit dieses lieben Bruders segnen, damit es ihm gelinge, Seelen dem Herrn zuzuführen. Wir wünschen ihm viel Gnade Kraft und Ausdauer zu seinem verantwortlichen Berufe.

Ein l. Freund aus Oklahoma schickt uns etwas für die „Rundschau"; ermutigt und tadelt uns auch. So ist's recht! Der Editor freut sich, wenn sich noch ab und zu jemand für unser Blatt und für unser Volk interessiert. Gedachter Freund glaubt, daß wir Mennoniten in Amerika, und vielleicht auch sonstwo, Schwärmer unter uns haben, die gerade so schlimm sind oder werden können, wie Klaas Epp in Asien. Ich glaube der Mann ist nicht so sehr im Unrecht.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer gesangliebenden Leser auf die Thatsache, daß den 11.—18.—19.—21 und 23. Mai zu Lindsborg, Kansas, das große Oratorio, „Der Messias" gesungen werden soll. 520 Sänger, 50 Musikanten und eine große Pfeifenorgel tragen ihr Bestes dazu bei, dieses christliche Konzert zu verherrlichen. Die schwedische Universität zu Lindsborg hat auf dem Gebiet des geistlichen Gesanges schon Großes geleistet, das bestätigen alle, die dort schon den Messias vortragen hörten, und die diesjährige Messiasfeier soll alle bisherigen in den Schatten stellen. Exkursionszüge werden von allen Plätzen die Kunstfreunde in Kansas nach Lindsborg und zurückbringen. Man hat auf allen Bahnen ermäßigte Fahrpreise erwirkt. Um nähere Auskunft schreibe man an:

Carl Swensson, Präsident,
Lindsborg, Kan.

„Was Herr Wiens uns zur Last legt ist nicht der Wahrheit gemäß, sondern ist eine sinnverdrehende Entstellung dessen was „The Review" über die genannten Punkte sagt."

So lesen wir in einer der letzten Nummern des „Volksblatt". Den Schwulst „sinnverdrehende Entstellung" verstehen wir nicht; aber was „The Review" über die streitigen Punkte sagte, verstanden wir sehr wohl und andere Männer, Autoritäten im Englischen, z. B. Br. A. B. Kolb, der Editor der Herald of Truth, sagt über den einen Punkt in seinem Blatte, wie folgt:

"When the editor of "The Review" of Newton, Kansas, informs his friends that in the settlement of the difficulty in the congregation at Elkhart, Ind., the bishop has been suspended from "the active ministry for a year except in emergency cases," he is, to say the least, misrepresenting facts. From a number of references in his sheet, during the past year, to affairs at Elkhart and the publishing interests here, we prefer to take a charitable view of his utterances and conclude that "you must take a Dutchman as he means to say and not as he says it."

Jeder, der englisch versteht, wird aus obigen Zeilen ersehen, daß auch noch „andere Leute" H. P. Krehbiels Auslassungen richtig verstanden und wiedergegeben haben und jeder der gerecht urteilen will, wird aus obigem genau ersehen, wer der Sinnverdreher ist.

Konferenz-Einladung.

Die Mennonitische Sonntagsschul - Konferenz des Johnstown, Pa., Distrikt soll Donnerstag den 8. Mai im Thomas V.-H., Sommerset Co., Pa., abgehalten werden. Alle, die ein Verlangen haben, dieser Konferenz beizuwohnen, sind uns herzlich willkommen.

Halbjährliche Konferenz.

Die Virginia Frühjahrskonferenz soll Freitag den 11. Mai im Weaver V. H. (Mittleren Distrikt) stattfinden. Besucher, die per Bahn zu kommen gedenken, sollten an Bisch. L. J. Heatwale, Harrisonburg, schreiben, welcher sie von der Station abholen wird.

C. H. Brunk, Sekr.

Die Amische Mennoniten-Konferenz für Ohio und Pennsylvanien, soll, so der Herr will, am 4. und 5. Juni in der Gemeinde nahe Archbold, Fulton Co., Ohio, abgehalten werden. Alle Gemeinschaften unseres Glaubens sind hiermit herzlich eingeladen an dieser Konferenz teilzunehmen. Man adressiere: Christian Stükey, Elmira, Ohio, oder D. J. Wyse, Archbold, Ohio, um nähere Auskunft.

Komitee { C. K. Yoder, Jno. R. Zook, C. Z. Yoder.

Mennonitischer Unterstützungs-Verein.

Den Mitgliedern dieses Vereins zur Nachricht, daß Br. Gerh. Wiens von Hillsbaro, Kansas, Mitglied unseres Vereins, am 22. Dez. v. J. an Wassersucht gestorben ist. Unser Verein zählt zur Zeit 207 Mitglieder und die Unterstützungskasse enthält mithin $414.00. Indem Br. Wiens 59 Jahre alt war, als er dem Verein als Mitglied beitrat, so sind seine Hinterbliebenen zu 2|5 der vollen Unterstützung berechtigt, was $165.60 beträgt. Diese Summe wird den Hinterbliebenen zugesandt und der dann in der Kasse noch bleibende Rest von $248.40 bleibt als Reserve für spätere Fälle auf Interessen in der Bank stehen. Um nun für den nächsten Sterbefall wieder eine Kasse zu bilden, sind alle Mitglieder ersucht, je zwei Dollars binnen 30 Tagen vom heutigen Datum, einzusenden; und nebenbei so viel wie möglich neue Mitglieder gewinnen zu suchen. Neue Mitglieder müssen $2.25 zahlen.

H. P. Goertz, Schriftführer.
Mountain Lake, Minn., 10 Jan. 1902.

Adreßveränderung.

Isaak Klaassen, Waldheim Morden, Manitoba, verlegt seinen Wohnort nach Neuanlage, Hague, Saskatchewan.

Mission.

Ein Brief aus Indien.

Dhamtari, C. P. India, den 5. März 1902. Lieber Br. A. C. Kolb: — Dein Brief mit Betrag von $605.00 erreichte uns mit der dieswöchentlichen Post. Im Namen des Herrn, um des willen wir hier sind, danken wir Dir für dieses Zeichen der Liebe. Wir kreditieren das Geld laut Instruktionen in Deinem Briefe. Betet für uns, damit das Geld in einer Weise verwendet werde, die dem Herrn wohlgefällig ist.

Es würde Dich interessieren, wenn Du einmal könntest einen Blick in unsere Familie thun. Zuweilen kommt uns dieselbe recht komisch vor. Von den Waisen hattest Du schon gehört. Die Naturen der Menschen sind hier gerade so verschieden wie in Amerika. Einige der Kinder sind sehr liebenswürdig und artig, andere sind unartig; einige sind aufgeweckt und klug, andere sind stumpfsinnig. Ich weiß nicht, ob Du schon von den stummen Knaben gehört hattest. Wir haben auch drei taubstumme Knaben und zwei taubstumme Mädchen. Br. Burkhard richtet gegenwärtig eine Schule für diese ein; auch für die Blinden, von welchen wir vier haben. Der eine stumme Knabe ist etwa 12 Jahre alt, er kam zu uns, noch ehe Br. Page Indien verließ, und scheint sich hier noch immer recht wohl zu fühlen, doch stiftet er fortwährend Unheil an. Auch plagen ihn die andern Jungen recht viel. Im ganzen genommen, geht es jetzt aber viel besser mit ihm als früher. Die andern Stummen sind mehr still.

Vor etwa einem Jahr fiel ein Mann von einem Baum und erhielt eine schwere Verletzung am Rückgrat. Dr. Poynder dachte zuerst, daß ihm eine Rippe gebrochen sei; doch war solches wohl nicht der Fall. Anfänglich konnte er seine Beine nicht rühren; dann erlernte er das Rutschen, wobei er seine Hände statt der Füße gebrauchte. Dann machten wir ihm Krücken, und jetzt geht er mit den Krücken. Früher lebte er in einer alten Hütte außerhalb des Hospitals und erhielt seine Nahrung aus dem Hospital; seitdem die Pocken aber ausbrachen, wohnt er unter einem Baum. Er erhält auch jetzt noch seine Nahrung wie früher. Er ist glücklich und zufrieden, und warum sollte er es nicht sein? Dieser Krüppel ist jedoch nicht ganz allein, denn es wohnen noch mehrere andere mit ihm unter dem Baum.

Es ist auch eine alte, blinde Frau, die uns aus irgend einem Grunde gut geworden ist und die sich hier nun aufhält; sie ist hilflos und kann sich kaum bewegen, doch sie hat Nahrung und Kleidung, und ist zufrieden.

Wir haben auch ein kleines Mädchen, die beim Gehen ihre Hände auf den Knieen halten muß und nicht gerade gehen kann. Diese hätte im Waisenheim aufgenommen werden sollen, doch solches ist bis jetzt nicht geschehen, weil man fürchtete daß sie dort von den andern Kindern zu viel verspottet werden könnte. Sie und der krüppelige Mann gehen öfters zusammen aus, um Holz zu suchen u. s. w. Die beiden zusammen machen thatsächlich ein komisches Bild.

Dann haben wir noch einen lahmen Mann, der keine Krücken gebrauchen kann, weil er seine Kniee nicht gerade biegen kann; er rutscht auf Händen und Füßen von einer Stelle zur andern. Wir planen jetzt daran, wie wir allen diesen Leuten nützliche Beschäftigung geben können.

Im ganzen genommen haben wir eine recht bunte Familie. Der Leser ist vielleicht geneigt zu denken, daß wir zu rasch bereit sind, solche Leute aufzunehmen. Es kostet etwa 2 Cts. den Tag einen derselben zu ernähren, und wir haben uns bis jetzt nicht entschließen können sie von uns zu weisen. Was würdest Du an unserer Stelle thun?

Ja, während der verflossenen Monate haben auch wir viel für Dich gebetet. Möge der Herr Dich auch in Zukunft segnen. Betet für uns.

J. A. Keßler.

Ein historischer Wunderdoktor.

Von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor

Wunderdoktoren hat es zu allen Zeiten gegeben, sowohl bei wilden als auch bei zivilisierten Völkern, und wenn es der Wunderdoktor verstand, sich in den Geruch der zeit- und volksgemäßen Rechtgläubigkeit zu setzen und seine Kurmittel unter Gebet und frommen Gebräuchen zu verabreichen, so hat er auch stets eine zahlreiche Gemeinde, besonders beim Ewig-Weiblichen, gefunden, denn es ist der bestrickendste Zauber, zugleich aber auch die gefährlichste Schwäche des Weibes, daß dessen Herz gar so leicht mit dem Kopfe durchgeht.

Einer der keckten und erfolgreichsten Wunderdoktoren in Berlin ist seiner Zeit der „ehrenfeste, hochgelehrte und großgünstige“ Herr Leonhard Thurneißer gewesen, der während der Regierung des Kurfürsten Johann Georg (1571—1598) nicht nur die Weiblein, sondern auch die Männer der Stadt und des Hofes, selbst seinen gnädigsten Herrn und Gönner, den Kurfürsten, gründlich hinters Licht zu führen und auszubeuten verstand. Um ein direktes „Gesundbeten“ in Scene zu setzen, um einen so groben und plumpen Mißbrauch mit dem keuschesten Mysterium des Menschenherzens zu treiben, war der in Basel um 1530 geborene Spekulant viel zu schlau. Er wußte sich aber so täuschend mit dem Mantel der Frömmigkeit und Gottseligkeit zu drapieren, hatte für die Kirche und für die Armen der Stadt stets eine so offene Hand, daß ihm jedermann eine besondere Begabung durch die ewige Allmacht schon zutraute und sich bedenkenlos und willig seinen magischen Manipulationen überließ. Wie dies in damaliger Zeit zur Erhöhung des wissenschaftlichen Ansehens erforderlich war, beschäftigte sich Ehren-Thurneißer natürlich auch mit Alchimie, wobei ihm das in der Jugend betriebene Goldschmiedegewerbe außerordentlich zu statten kam. Er war aber kein gewöhnlicher Handwerker; ein zügelloses Streben nach Bildung, Ruhm und Erfolgen, phantastische Abenteuerlust und nimmer ruhender Wissensdrang hatten ihn schon zeitig vom Amboß der heimischen Werkstätte fortgetrieben, und er hatte sich sowohl als Arzt, wie auch eine Zeitlang als Leiter eines tirolischen Bergwerks Ansehen und Einnahmen zu verschaffen gewußt. Auch in der Liebe war er von vielseitiger Begabung; er ist mehrfach verheiratet gewesen; im Alter von 50 Jahren nahm er sein letztes Weib, die Jungfer Hervrott, Tochter eines Baseler Junkers, mit der er 1581 in Berlin, wo er schon seit neun Jahren sein Wesen trieb, als glücklicher und fast allgemein beneideter Wundermann wieder einzog. Ein seltener Mensch ist er sicher gewesen. Zur Zeit seiner ersten medizinischen Versuche hatte er schon die hohe obrigkeitliche Erlaubnis zu erwirken verstanden, einen menschlichen Leichnam kunstgerecht zu anatomieren. Beziehungen zu den damals berühmtesten Aerzten und Alchimisten knüpfte er dann auf seinen weiten Reisen an, die ihn nach Schottland, Spanien, Portugal und Italien, ja bis nach Aegypten, Palästina und Arabien führten. Erst 1565 kehrte er als 35-jähriger, welterfahrener Mann nach Basel zurück und suchte nun auch auch durch eine litterarische That den Schlußstein in das Gewölbe seines Ruhmes zu fügen. Man ersieht daraus, daß schon damals, wie noch heute im Zeitalter oft kritikloser Professorenverehrung, es zur Vervollständigung der Beglaubigungsbriefe beim Publikum gehörte, irgend eine Weisheit oder Thorheit durch Druckerschwärze in den großen Aktenschrank der Tagesgeschichte eingeschmuggelt zu haben. Er verfaßte ein nach unserm heutigen Urteil geradezu blödsinniges Werk, das unter dem Titel „Pison“ die Flüsse Deutschlands und die chemischen Wirkungen ihres Wassers beschrieb. Von der Spree heißt es in diesem Werke: „Ihr Wasser ist grünfarbig und lauter, es führt Gold in seinem Schlich und eine schöne Glasur; das Gold enthält 25 Karat ½ Gren.“ Er behauptet, auch Rubinen und anderes Edelgestein aus dem Erdreich der Mark gewaschen zu haben. Daß er sich selbst getäuscht habe, ist bei einem so scharfen Kopfe nicht anzunehmen; man findet ihn hier also schon auf dem ersten Punkte einer Linie, die zum bewußten Schwindel der Goldmacherei und Wunderdoktorei führen mußte. Uebrigens hatte er schon früher ein fast noch tolleres Elaborat in Versen veröffentlicht, das über den Lauf der Planeten und ihren Einfluß auf das Schicksal der Erdenbewohner sichern Aufschluß gab. Irgend eine Phantasterei über die geheimnisvollen Beziehungen der Planeten zu den Menschen, hat Jahrhunderte lang der frommen Einfalt imponiert, und wer darüber etwas Gereimtes oder Ungereimtes zu fabulieren wußte, dem verlieh man bereitwillig den Heiligenschein einer ganz besonderen Gelehrtheit; hat doch noch im vorigen Jahrhundert ein sonst ganz ernsthafter Philosoph den Beweis erbringen zu dürfen gewähnt, daß es nur sieben — nicht mehr und nicht weniger — Planeten geben könne, ohne daß der Herr Professor dadurch mit unsterblicher Lächerlichkeit gebrandmarkt worden wäre. Jenes Schwindelbuch „Archidora“ wurde gewissermaßen zum Wendepunkte im Leben Thurneißers. Um es mit Illustrationen versehen zu lassen, reiste er nach Frankfurt a. O., wo ein berühmter Holzschnittkünstler, Eichhorn, erfolgreich wirkte. Dort in Frankfurt hatte er das Glück, dem Kurfürsten Johann Georg, der eben die Regierung angetreten hatte, vorgestellt zu werden. Der Kurfürst, der die Vielseitigkeit dieses Mannes erkannte, dem auch das ganze Auftreten des vielgereisten und vielerfahrenen, frommen Arztes Vertrauen einflößen mochte, berief ihn zur erkrankten Kurfürstin nach Berlin, und damit war Thurneißers Glück gemacht, daß sich freilich 13 Jahre später zum schwärzesten Unglück wandeln sollte, denn es giebt eine Nemesis, die wohl oft zu schlafen scheint, aber ebenso oft ganz unerwartet aus dem Schlummer auffährt und den allzu kühn gewordenen Schwindler beim Schopfe faßt. Die Kurfürstin genas trotz der Behandlung durch den Charlatan, und nun wurde der vermeintliche Retter zum Leibarzte ernannt und erhielt das für damalige Zeit sehr bedeutende feste Einkommen von 1352 Thalern, Futter für vier Pferde und beträchtliche Deputate, zu denen einige Centner Karpfen, Heringe, Talg und Honig zu gehören pflegten; im Kloster der grauen Brüder bekam er eine Dienstwohnung und Laboratorien-Räume.

Jetzt breitete sich sein Ruhm nicht nur in Berlin, sondern weit im ganzen Lande aus. Er begründete eine eigene Druckerei, die ihm ebenfalls reichen Gewinn brachte, und wurde Alchimist, Astrologe und Zauberer. Seine Wettervorhersagungen erfreuten sich noch größeren Beifalls als die heutigen von Rudolf Falb, die doch schon vielfach mit skeptischem Lächeln aufgenommen zu werden pflegen. Er trieb einen schwunghaften Handel mit Kalendern, in denen er seine kritischen Tage nicht etwa nur für Neumondzeiten, sondern für jede andere Zeit des Jahres kühnlich vorhersagte, allerdings nicht klar und unzweideutig, sondern in den tollsten pythischen Orakeln und Dunkelheiten, so daß es ihm leicht wurde, sie hinterher gewaltsam zu deuten und mit den Geschehnissen in Uebereinstimmung zu bringen. Ein Beispiel für viele: Für den 12. Oktober 1579 hatte er prophezeit: „B. L. hart angegriffen.“ Diesen Unsinn klärte er am Ende des Jahres auf; man müsse lesen: „Des Bayernfürsten Leben hart angegriffen.“ Am 28. Oktober war der Bayernfürst gestorben, und da Thurneißer für diesen Tag das Orakel verkündet hatte: "F. N. R.", so deutete er es hinterher: "Fatum necat Ratisbonensem" (das Schicksal tötet den Regensburger). Diesen haarsträubenden Blödsinn ließen sich die guten Berliner nicht nur gefallen, sondern sie glaubten auch daran, so gründlich hatte der Schwindler ihre Urteilskraft gelähmt und ihnen durch die behauptete Heilung hysterischer Frauenzimmer zu imponieren verstanden.

Das, was er seinen Patienten als Heilmittel verkaufte, war höchst sonderbar und kostspielig: Goldwasser, Perlenpulver, Bernsteinessenz und Tinkturen der meisten Edelsteine, also Rubinen-, Saphiren-Tinktur und dergleichen. Ein Loth „Goldwasser“ kostete bei ihm 16 Thaler. Die Kranken mußten ihm bis 100 Goldgulden einsenden. Für 380 Thaler konnte man bei ihm eine Hausapotheke mit 120 verschiedenen Arzeneien kaufen, die sicher nur einen Gesamtwert von wenigen Pfennigen gehabt haben mögen. Uebrigens handelte er auch mit Schönheitsmitteln und Waschwassern für die Hoffräulein und reichen Bürgerjungfern, mit Talismanen, die hieb- und kugelfest machten, mit Medaillen, die einen Abacus und das Bild Jupiters mit einem flammenden Sterne zeigten und von Wöchnerinnen gern getragen wurden, mit Kalendern und Horoskopen, ja, selbst mit alchimistischen Manuskripten, die der schlaue Fuchs wohl selber verfaßt hatte und deren er eines dem Kurfürsten für sage und schreibe 9000 Thaler anzuschwindeln verstand.

Wie aber der Seewassertrank den Menschen immer durstiger macht, so wuchs auch Thurneißers Goldgier von Tag zu Tag, und er mußte

entweder die Tinktur erfinden, die alle Metalle in Gold verwandelte, oder einen zahlungsfähigen Gönner gewinnen, den er zum scheinbaren Zwecke dieser Erfindung ausbeuten konnte. Des Kurfürsten Huld besaß er schon, so drängte er ihn denn auch mehr und mehr auf die Pfade der Goldmacherei, indem er ihm unter allerlei Vorspiegelungen die bedeutendsten Summen abgaunerte. Alle seine Schätze sandte er nach und nach nach seiner Vaterstadt Basel. Das Unglück wollte aber, daß er seine Frau, von der er sich trennen zu lassen beabsichtigte, ebenfalls dorthin zurückschickte. In dieser Frau erwuchs ihm die Rachegöttin, sie hat ihn (auf welche Weise es geschah, habe ich in den Chroniken nicht ermitteln können) um sein ganzes Vermögen gebracht, und der fürstlich reiche Wunderdoktor wurde zum Bettler. Mit seinem Golde war ihm auch die Kraft und der Wagemut zu neuen erfolgreichen Heilungen geschwunden; und da er auch dem immer energischer mahnenden Kurfürsten das versprochene Gold nicht fabrizieren konnte, so floh er im Jahre 1584 bei Nacht und Nebel aus Berlin, um neun Jahre später als entlarvter Schwindler in Armut und Elend zu sterben.

Das ewig alte und immer wieder neue Lied: „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht," und die Wunderdoktorei aller Art wird so lange ihre Opfer fordern, wie es kranke und wundersüchtige Menschen geben wird, denen die ernste Wissenschaft nicht zu helfen versteht und die sich daher, als letzter Versuch, dem Schwindler unter frommen Gebeten dem Gottseibeiuns anvertrauen.

Landwirtschaftliches.

Der Wein von der Rebe bis zum Konsum.

Von E. Otto.

(Fortsetzung.)

Weitere Schönungsmittel.

Gelatine.

Von Gelatine, eine bessere geruchlose Sorte des Knochenleims, giebt es verschiedene Sorten. Eine der meist angewendeten ist die sogenannte Gelatine Laine, obwohl die Vorzüge derselben gegenüber andern reinen Sorten zum größten Teil eingebildete sind. Zum Klären des Weines soll man nur völlig reine Gelatine nehmen. Man löst die Gelatine derart, daß dieselbe in einem Gefäß mit der 20fachen Gewichtsmenge Wasser oder Wein auf dem Feuer leicht erwärmt und aufgelöst wird. Sehr gut thut man, wenn man sie ca 10 Stunden lang vorher im Wasser aufweichen läßt. Bei dem Erwärmen muß fortwährend mit einem Holzstäbchen umgerührt werden, damit die Stücke sich nicht am Boden festsetzen und anbrennen, in welchem Falle die Lösung unbrauchbar wird. Nachdem alles aufgelöst, läßt man sie erkalten, behandelt solche ähnlich wie Hausenblaseschönung, und setzt sie dann dem zu schönenden Weine im Fasse zu, unter gleichzeitiger tüchtiger Vermengung mit demselben. Die Wirkung der Gelatine ist verschieden, je nachdem man die Lösung vollkommen erkaltet oder noch warm dem Wein zusetzt, da im ersteren Falle dieselbe größere und schwerere Flocken bildet, die schneller zu Boden sinken und so rascher wirken, während im letzteren Falle sich die Schönung in feiner Verteilung ausscheidet und längere Zeit zum Absetzen braucht. Es ist daher zweckmäßiger, nur die vollständig erkaltete Gelatinelösung zu verwenden. Sollte die Gelatinelösung den Gerbstoff zu stark reduziert haben, so genügt ein passender Verschnitt oder ein Tanninzusatz, um die ihm fehlenden Bestandteile zu ersetzen. Im allgemeinen rechnet man auf 100 Quart Wein 10—15 Gramm Gelatine.

Eiweißschönung.

Das Hühnereiweiß ist das reinlichste aller Schönungsmittel. In der Regel verwendet man das Weiße von 6—10 Eiern auf 100 Quart. Die Eiweißschönung ist insbesondere für Rotweine, ferner auch für hochfarbige Weißweine sehr zu empfehlen.

Eiweiß wird in der Art angewandt, daß man entweder frisches Hühnereiweiß benutzt, oder künstlich bei niederer Temperatur getrocknetes, ersteres ist empfehlenswerter, da man dabei genau weiß, mit was man es zu thun hat. Das Eiweiß muß vom Dotter sorgfältig befreit und zu Schnee geschlagen werden. Das getrocknete Eiweiß, welches ein gelbliches Pulver darstellt, wird in kaltes Wasser geschüttet, wobei auf ein Teil Eiweiß 6 Teile Wasser gerechnet werden können.

Man schlägt dies ebenfalls zu Schaum; dasselbe wird hierbei in wenigen Minuten ganz gelöst, was ebenfalls ein Vorteil den andern Klärmitteln gegenüber ist, welche immer längere Zeit zur Vorbereitung gebrauchen.

Blut.

Man bedient sich auch zum Schönen des Weines sowohl des frischen, als auch des getrockneten und gepulverten Blutes, die Wirkung desselben hängt von dem Eiweißgehalte des Blutes ab, weshalb die Blutschönung nicht zu empfehlen ist und sollte diese Behandlung nur im Notfalle angewandt werden, wenn bei stark rahnigen oder hochfarbigen Weinen ein anderes Klärmittel nicht mehr hilft. Im Falle der Verwendung soll man nur frisches Blut nehmen und genügen dann ca 50 Gramm für 100 Quart Wein.

Milch.

Außer Blut kann man auch alle Stoffe, die eiweißhaltig sind, verwenden, unter andern z. B. die Milch.

Frische Milch wird als Schönungsmittel angewandt u. zw. wegen des Caseingehaltes (Käsestoff), welcher sich hinsichtlich seines Verhaltens ganz dem getrockneten Eiweiß und der Gelatine anreiht, indem teils durch die freien Säuren, teils durch den Alkoholgehalt das Casein zum Gerinnen gebracht wird. Allein auch dieses Mittel ist zu verwerfen, weil dadurch dem Weine Stoffe einverleibt werden, die nicht in denselben gehören.

Klärerden.

Weitere Schönungsmittel sind das Kaolin (Porzellan-Thon) und die, besser als dieses wirkende spanische Erde, doch braucht man von diesen beträchtliche Mengen, nämlich ein Pfund auf 100 Quart Wein. Die spanische Erde hat in den letzten Jahren eine gewisse Bedeutung erlangt. Speziell hat man gefunden, daß sich solche für zähgewordene, schleimige Weine, sowie für schwere, zuckerreiche Südweine zum Schönen eignet. Die spanische Erde hat ihren Ursprung in der Nähe von Xerez. Sie bildet eine rötlichgraue Masse, welche in Wasser leicht zu einer milchartigen Flüssigkeit verteilt werden kann, aus welcher sich nach kurzer Zeit die Erde wieder in Form eines feinen Schlammes absetzt. Die Schönung hiermit geht nur langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Marktgärtnerei.

Wer Gemüse für den Markt näher entfernter Städte zieht, hat darauf zu achten, daß er, wenn irgendwie thunlich, seine Erzeugnisse ein paar Tage früher versenden kann, als die große Mehrzahl seiner Nachbarn; kommt er mit diesen zu gleicher Zeit, so ist der Markt reichlich versorgt und die Preise sind niedrig. Ein paar Tage früher, wenn die Zufuhr aus südlichen Gegenden aufhört und die Nachbarschaft noch ein wenig zurück ist, machen einen großen Unterschied im Preise. Der Gärtner, will er diese Umstände voll ausnützen, muß genau wissen, wann und was zu den verschiedenen Zeiten aus andern Gegenden herbeigeschafft wird und wo etwa eine Lücke in der Versorgung des betreffenden Marktes besteht; hier muß er einspringen. Weil diese Verhältnisse der großen und kleinen Märkte so wenig berücksichtigt werden, finden sich dort alljährlich stets Tage und Wochen, in denen es an der einen oder andern Gemüseart fehlt; es ist dann für „Geld und gute Worte" nichts zu haben. Treibhausgärtnerei ist nicht jedermanns Sache und erfordert außerdem nicht geringes Kapital; Gemüsezucht auf Freiland lohnt sich aber noch immer dort, wo ein guter Markt nicht allzufern und wo aufgepaßt wird. — Der beste Boden für Gemüsezucht ist sandiger Lehm, mehr Sand als Lehm; der Vorteil dieser Bodenart besteht darin, daß er leicht zu bearbeiten ist. Schwerer Thonboden erfordert drei- bis viermal so viel Arbeit und ist oft, wenn die Witterung ungünstig ist, garnicht in gute Ordnung zu bringen. Dann bietet der sandige Boden noch einen großen Vorteil, nämlich er durchwärmt schneller und ist im Frühjahr 3—4 Tage, ja auch wohl eine Woche früher zur Bestellung fertig; diese paar Tage geben aber dem Besitzer oft einen großen Vorsprung im Markt, so daß er dadurch einen schönen Gewinn einstecken kann, während ein paar Tage später nur Verlust dabei herauskäme. Was diesem leichten Boden an Kraft fehlt, muß durch Dung ersetzt werden; dies fällt nicht so sehr ins Gewicht, wenn wir bedenken, daß auch der von Natur aus reichste Boden für Gemüse doch nicht reich genug ist. Es muß überall gedüngt werden. Dreißig bis vierzig gute Fuhren per Acre sind nicht zu viel und müssen jedes Jahr aufgebracht werden. Dies dürfte manchem zu viel erscheinen; es muß aber bedacht werden, daß das Land in jedem Jahr zwei, ja oft auch drei Ernten bringen soll; dazu gehört aber Dung. Sobald das Wetter und Bodenbeschaffenheit es erlauben, wird gepflanzt und zwar Früherbsen. Mag nach dem Pflanzen immerhin noch ein schwacher Frost kommen, selbst noch dann, wenn die Erbsen schon auf sind, es schadet ihnen nicht. Die runzeligen Zuckererbsen sind allerdings etwas weichlicher und können den Frost nicht so gut vertragen als die glatten Sorten. Die Reihen werden 3—3½ Fuß angelegt und zwischen diesen Reihen kommt eine Reihe Radies; letztere sind schon aus dem Wege, wenn die Erbsen gepflückt werden. Sobald die Erbsen geerntet sind, können die Reihen noch mit Mais, Kohl oder Rutabagas bepflanzt werden. In dieser Weise bepflanzt, macht es keine große Mühe drei Ernten auf einem reichen Stück Land zu ziehen, wenn außerdem die Bearbeitung so ist, wie sie sein soll. — Ein gut lohnendes Gemüse für den Marktgärtner ist Spargel, wenn

er die grünen Sorten, die hier viel gekauft werden, zieht. Das Land für diese Pflanze muß besonders stark gedüngt werden. Die Reihen werden in einer Entfernung von 3—3½ Fuß angelegt und 6 Zoll tief gemacht. In diese Rinnen werden die zweijährigen Pflanzen so gesetzt, daß der Wurzelhals wenigstens 4 Zoll unter der geebneten Oberfläche zu liegen kommt. Die Pflanzen kommen in der Reihe 15—18 Zoll von einander zu stehen. Mit dem Auffüllen und Ebnen der Pflanzreihen ist das Beet fertig und bleibt nun nur übrig, das Unkraut herunterzuhalten. Im nächsten Frühjahr werden werden die Pflanzen dicht über der Erdoberfläche abgeschnitten und das Beet mit Dung bedeckt. Es muß immer bedacht werden, daß ein Spargelbeet nie zu stark gedüngt werden kann. Der Dung wird mit einer Dunggabel — nicht mit dem Spaten, um die Wurzeln nicht zu verletzen — eingebracht; darnach wird das Beet wieder mit der Harke geebnet. In diesem zweiten Jahre kann schon eine kleine Ernte gehalten werden; doch sollten auch die dünnen und kleinen Pflanzen gleichzeitig mit abgeschnitten werden, damit alle wieder gleichmäßig aufwachsen. Im vierten und fünften Jahre ist das Beet in seiner vollen Ertragsfähigkeit. — Zu den Gemüsesorten die nicht so früh gepflanzt werden können, wie die genannten, gehören Gurken, Melonen und Speisekürbisse (Squashes). Diese können nicht den geringsten Frost vertragen und können deshalb erst gepflanzt werden, wenn keine kalten Nächte mehr zu befürchten sind. Dasselbe gilt von den Bohnen, besonders den Limabohnen. Süßmais, ein Hauptgemüse für den Handelsgärtner, kann ebenso wenig Frost vertragen, wie unser gewöhnlicher Feldmais. Je früher dieser aber auf den Markt gebracht werden kann, je besser sind die Einnahmen. Dies gilt, wie gesagt, von allem Gemüse, besonders aber noch von frühen Gurken und Bohnen. Neben den frühen Erzeugnissen hat der Gärtner sein Augenmerk darauf zu richten, daß sein Land reiche Ernten bringt. Dies kann nur durch sehr starke Düngung und gute Bearbeitung des Landes erreicht werden. Müssen die Gemüsesorten verschickt werden, so ist auch auf gute und gefällige Verpackung Bedacht zu nehmen. Ist der Gärtner einmal gezwungen, eine große Menge einer Gemüseart auf einmal fortzuschaffen, so wird er stets in seinem Interesse handeln, wenn er sie nicht auf den nächsten Markt bringt, den er regelmäßig beschickt, sondern auf eine entfernte Stadt, wo möglich nach einer Großstadt sendet. Frühkartoffeln und grüne Zwiebeln lohnen sich nur dort, wo eine Spezialität, das heißt wo größere Landstücke damit bepflanzt werden; denn diese können auch unbeschädigt auf weite Entfernungen verschickt werden und werden deshalb auch auf den guten Märkten entfernt liegenden Farmen mit Vorteil gezogen.

Oklahoma und das Indianergebiet.

(Schluß.)

Landverteilung.

Kraft kürzlicher Verträge, dem Kongreßakt von 1893, welcher die Dawes Kommission schuf und den neueren Bestimmungen des Curtis-Akts vom Jahre 1898 werden die Indianerländereien unter die Mitglieder der einzelnen Stämme gleichmäßig verteilt. Eine Untersuchung nämlich ergab, daß die Reservationen, anstatt den Indianern als Heim zu dienen, in Wirklichkeit von den sogenannten Squawmen (Weiße, die Indianerinnen geheiratet und durch Landmanipulationen reich geworden sind) dominiert wurden. Den Bestimmungen der Dawes-Kommission zufolge werden die Ländereien vermessen, die Namen sowie die Personalbeschreibung der einzelnen Indianer werden in Listen eingetragen und das Land wird gleichmäßig unter die Mitglieder des Stammes verteilt. Unter den Creeks ist diese Verteilung nahezu vollendet. Jedes der 16,000 Mitglieder des Stammes erhält etwa 160 Acres Land, von denen es, mit Genehmigung des Departements des Innern, sobald ihm der Besitztitel ausgefertigt ist, 120 Acres verkaufen mag. Die übrigen vierzig Acres darf es jedoch erst nach Ablauf von einundzwanzig Jahren veräußern. Mitglieder des Chickasaw-Stammes erhalten je 560 Acres. Da jedes Mitglied einer Familie als Stammesmitglied zählt, sind manche Familien reich. Nach Ablauf von fünf Jahren mag alles Land, mit Ausnahme der Heimstätte, ohne besondere Genehmigung des Departements des Innern verkauft werden.

Jeder Stamm verfügt über Schulen für elementare und akademische Ausbildung seiner Kinder, manche derselben stehen unter Verwaltung des Stammes selbst, andere wiederum werden von der Bundesregierung verwaltet. Im allgemeinen ist besser für die Indianer als für die Weißen gesorgt, obgleich letztere an Zahl fünffach überlegen sind. Die Seminoles z. B. besitzen eine für Knaben bestimmte Schule, die den Namen „Mekusukey“, und eine solche, für Mädchen bestimmt, die den Namen „Emahaka“ führt, beides sind Institute, auf die jede Stadt des Ostens stolz sein dürfte. Dieses allgemeine Verlangen nach Ausbildung und das Interesse, das an der Entwickelung des Schulsystems herrscht, berechtigt zu den größten Hoffnungen für die Zukunft der Stammesmitglieder, allerdings nicht für die der gegenwärtigen Generation, sie steckt trotz alledem noch immer fest in alten Vorurteilen, aber für die kommende Generation, für die Kinder, die unter dem neuen System heranwachsen.

Wie in Oklahoma, so tragen auch im Indianergebiete die Eisenbahnen viel zur Entwickelung des Landes bei. Nicht lange wird es dauern, und auch dieser Teil des Westens wird ein ebensolches Netz von Eisenbahnlinien wie Iowa oder Minnesota aufweisen. Seine günstigen Bedingungen für dichte Besiedelung, sein verhältnismäßig sicherer Regenfall, sowie seine natürlichen Hilfsquellen sind Attraktionen, welche Eisenbahngesellschaften nie übersehen. Wie überaus fruchtbar der Boden, zeigt die Thatsache, daß der Baumwollen-Bericht der Regierung für 1901 die durchschnittliche Produktion des Territoriums auf 214 Pfund pro Acre angiebt; übertroffen wird dieselbe nur in Louisiana (260 Pfund pro Acre), im Uebrigen steht sie weit über den Durchschnittsertrag irgendwo in der Welt — 169 Pfund pro Acre. Die Baumwolle-Industrie allein ist in der Zukunft des Territoriums ein gewichtiger Faktor.

Mittlerweile und trotz der bestehenden Verhältnisse ergießt sich ein ununterbrochener Zug weißer Ansiedler, die auf die formelle Eröffnung der Farmländereien zu warten nicht gesonnen sind, in das Territorium. Sie lassen sich in den bisher angelegten Städten nieder und dringen auf die Gründung neuer. Banken thun sich auf, neue Geschäftshäuser werden eröffnet, Zeitungen werden etabliert, alles geht den gewohnten Gang der Entwickelung, nur eben auf den Farmländereien lassen die Neuankömmlinge sich nicht nieder. Die Ausbeutung der Kohlengrube macht rapide Fortschritte, auch andere Mineralreichtümer werden nach und nach zu Tage gefördert. Fast durchweg gehören die Emigranten der besseren Klasse an, es sind Leute, die ihr Besitztum in Illinois, Iowa und Wisconsin verkauft haben und hier neue Heime suchen, die billig erworben werden können und gute Zukunft bieten. Die Folge hiervon wird die sein, daß Grundeigentum nach schließlicher Eröffnung der Reservationen höher im Preise sein wird als dies bei anderen Eröffnungen je zuvor der Fall war.

Kann erst einmal das Land von Weißen käuflich erworben werden, so wird das Indianergebiet sich phänomenal rasch entwickeln. Nur der, der selbst hier im Gebiete sich aufhält, kann verstehen, wie sehnsüchtig dem Abschluß der Landverteilung an die Indianer entgegengesehen wird. Für diejenigen, die bereits sich hier befinden, sowie auch für jene Zehntausende, die in anderen Teilen der Union auf die Eröffnung der letzten großen Indianerländereien warten, bedeutet dieser Abschluß alles. Die Thatsache, daß alles Land zum Marktwerte verkauft und der Erlös den Indianern zugewiesen wird, wird natürlich den Reichtum des roten Mannes vermehren, aber auch die geschäftlichen Aussichten des Territoriums von Anfang an günstig gestalten.

Das Staatsrecht-Problem.

Beide, Oklahoma wie auch das Indianergebiet, sind selbstredend begierig, in den Staatenbund der Union aufgenommen zu werden. In beiden Gebieten haben Weiße sich niedergelassen, die aus Staaten kamen, in welchen sie eine Stimme in der Regierung besaßen, ihnen deucht es hart, sich als eine Art Mündel der Bundesregierung behandeln zu lassen. Häufig werden, zwecks Erfüllung dieses Wunsches, Konventionen abgehalten, Komitees werden ernannt, Bittgesuche werden an den Kongreß gesandt, kurzum, auf alle nur mögliche Weise wird auf Verwirklichung der diesbezüglichen Pläne hin gearbeitet. Jedes Gebiet sucht indessen das Problem von seinem Standpunkte aus zu lösen. Oklahoma mit seiner bereits ein Jahrzehnt alten weißen Ansiedlerschaft, seinem bereits ausgedehnten System öffentlicher Bauten und Institutionen, seiner politischen Erfahrung und seinem Vertrauen in seine Fähigkeit, sich selbst einen großen Teil der Vorteile der Staatszugehörigkeit zu sichern, wünscht aus beiden Territorien einen Staat zu machen, und ist der Ansicht, daß auf solche Weise ein Staat von großem Reichtum, mit einer Ausdehnung und Bevölkerung etwa gleich der Nebraska's und mit jeder Aussicht, unter den Staaten des westlichen Mississippithales dereinst den Vorrang einzunehmen, geschaffen werden würde. Das Indianergebiet dagegen weist auf die chaotischen Zustände im Innern, auf die voraussichtliche Verzögerung der Richtigstellung der Indianer-Ansprüche, deren Abwickelung vielleicht noch auf zehn Jahre sich hinausziehen könne, und tritt für separate Staatsrechte ein. Es fürchtet, mit Oklahoma verschmolzen, politischen Nachteil, wünscht jedoch irgendwelche stabile Form von

Regierung durch Weiße, selbst wenn nur Territorialform, und beschwert sich über die gegenwärtige Herrschaft der Indianer, dieweil sie absolut unerträglich ist. Die Angelegenheit wird, bis sie vom Kongresse erledigt ist, für die Ansiedler der neuen Territorien von brennendem Interesse bleiben. Wann aber der Kongreß sie erledigen wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Letzte Chance.

Der, diese beiden Territorien umfassende Teil des Westens ist der Brennpunkt des Interesses für die, die amerikanische Zivilisation kennzeichnende, niemals stillstehende Emigrationsbewegung. Seit einem Jahrzehnt haben die nördlich und südlich von diesen Gebieten gelegenen Staaten den Surplus ihrer Bevölkerung in dieselben ergossen, um mit der Kultnr des jungfräulichen Bodens zu beginnen; noch immer jedoch befindet sich das Werk in den Anfangsstadien. Die, außerhalb der Grenzen der neueröffneten Reservationen gelegenen Landämter Oklahoma's waren während des verflossenen Sommers beschäftigter denn je. Land im westlichen Oklahoma, das nur für Schafzucht geeignet schien, wird von solchen, die Viehzucht in kleinerem Maßstabe zu betreiben gedenken , aufgekauft, während diejenigen, die die Viehzucht in größerem Maße betreiben, sorgenden Blickes das immer weitere Vordrängen des „Mannes mit dem Pflug" beobachten. Thatsächlich ist dies, mit Ausnahme der künstlich bewässerten Gebiete, der einzige der Besiedlung noch übrig gebliebene Teil des Systems. Große, ja ungeheure Strecken Landes stehen allerdings jetzt noch im Westen der Besiedelung offen, jedoch sind sie, sozusagen, nur Ausschuß — trockene, wilde und für Ansiedler so gut wie wertlose Gegenden, die bereits seit den letzten drei Jahrzehnten unberücksichtigt geblieben sind. Kein Wunder daher, daß die jungfräulichen Ländereien des Indianergebietes, die da imstande sind, anderthalb Ballen Baumwolle, siebenzig Bushel Korn oder fünfundvierzig Bushel Weizen per Acre zu produzieren, begehrt sind; kein Wunder, daß die Farmländereien Oklahoma's, so überaus fruchtbar und so in jeder Hinsicht günstig verteilt, Ansiedler und Kapitalisten aus allen Teilen der Union anziehen!

(Germania.)

Habe den Mut, gegen alles Unrecht, alle Bedrückung und alle Unnatur zu protestieren, wenn es das Wohl Deines Nächsten oder die Sache erfordert.

Zeitereignisse.

Ein verstorbener „König".

„In Paris ist ein König gestorben, ein seltsamer König allerdings, aber doch immerhin ein König, noch dazu ein König von Spanien, einst das mächtigste Reich der Welt. Dieser König von Spanien, der soeben in Frankreich gestorben ist, war Franz von Assisi, der sogenannte Gemahl der Königin Isabella. Wäre er nicht eine so jämmerliche Persönlichkeit gewesen so würde man in seinem Geschick etwas Tragisches finden können. Er wurde benutzt, um einen Schurkenstreich auszuführen und als Strafe dafür verfiel er dem Fluch der Lächerlichkeit; da man aber annehmen kann, daß er an dem Schurkenstreich selbst unschuldig war, so würde dieser Fluch der Lächerlichkeit eben ein tragisches Moment in sein Leben bringen, wenn sein Charakter nur eine Spur der Fähigkeit zeigte, die tragische Bedeutung seines Loses zu erfassen. Aber die fehlte ihm völlig. Er fühlte sich ganz wohl und behaglich in seiner Stellung, ganz zufrieden mit seinem Lose und so wurde er denn nicht zum ergreifenden Narren eines Trauerspiels, sondern nur zur komischen Figur einer pikanten Komödie.

„Am 10. Oktober 1846 wurde Franz von Assisi, damals ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren, seiner sechszehnjährigen Cousine Isabella angetraut. Isabella war Königin; sie hatte den Thron von ihrem Vater geerbt, ein hübsches, üppiges, voll erblühtes Mädchen; und der Mann, dem sie die Hand zum Altar reichte, war ein körperlich und geistig zurückgebliebener Mensch, ein Schwächling in jeder Beziehung. Wie war nur diese seltsame Ehe zu Stande gekommen? Durch ein infames Ränkespiel, in welchem die alte, kriechende, verschlagene Kabinetspolitik früherer Jahrhunderte noch einmal eine Auferstehung feierte. Damals herrschte in Frankreich König Ludwig Philipp, dessen politische Schachzüge alle mehr oder weniger einen geschäftsmännischen Charakter tragen. Kleine Börsenspekulationen vermittelst politischer Manöver, Anknüpfung von einflußreichen Verbindungen, freundschaftliche Abmachungen, Erbschaftserwerbungen mit oder ohne Schleicherei, das war die Politik Ludwig Philipps. Er verheiratete seine eine Tochter mit Leopold dem Ersten, König der Belgier; und er hätte einen Sohn zu gerne mit der Königin Victoria verheiratet. Leider der mißglückte das Experiment. Mit desto größerem Eifer wandte er sich seiner dritten großen Idee zu, einen anderen Sohn mit der Königin von Spanien zu verheiraten. Auch dies wollte nicht glücken, England protestierte auf's Entschiedenste, da faßte Ludwig Philipp einen kühnen Entschluß; ging's nicht mit Gott, so ging's vielleicht mit dem Teufel. Er verlobte seinen Sohn, den Herzog von Montpensier, mit der Schwester Isabellas und setzte es durch, daß Isabella selbst mit ihrem Vetter Franz von Assisi verheiratet wurde. Denn — und hier kam der teuflische Gedanke zum Ausdruck — von dem schwächlichen Franz war keine Nachkommenschaft zu erwarten, und so würde, wenn auch auf Umwegen, der Sohn Ludwig Philipps noch König von Spanien werden.

„Aber es kam anders. Auch dieser Plan mißglückte. Isabella setzte sich über alle Schranken der Sittlichkeit hinweg, sie brachte mehrere Kinder zur Welt und alle wurden von Franz von Assisi anerkannt. Ludwig Philipp hat übrigens dieses gänzliche Fehlschlagen seines Planes nicht mehr erlebt, er starb im Jahre 1850, zwei Jahre nach seinem Sturz, und Isabellas ältestes Kind wurde erst 1851 geboren. Man erzählte sich früher in Madrid ganz offen, wer die Väter der Kinder Isabellas seien; als Vater ihres Sohnes Alphons (des späteren, zu früh gestorbenen tüchtigen Königs), wurde Marschall Serrano genannt und es wird mit dieser Vaterschaft auch wohl seine Richtigkeit haben. Franz von Assisi hat sich um den Lebenswandel seiner Frau keine grauen Haare wachsen lassen. Er spielte den König und den Vater mit gleichem Geschick und gleicher Berechtigung und hat den Fluch der Lächerlichkeit, den das offenkundige Gebahren seiner Frau auf ihn herabbeschwor, anscheinend nie empfunden. Als Isabella 1868 ihres damaligen Liebhabers Marfori wegen aus Spanien vertrieben wurde, flüchteten alle drei, König, Königin und Galan, in friedlicher Eintracht zusammen nach Frankreich und ließen es sich dort wohl sein, bis — Marfori von einem anderen abgelöst wurde. In der Verbannung haben sie übrigens die Komödie der glücklichen Ehe nicht mehr lange gespielt, der Herr Francisco und die Dame Isabella; bald nach ihrer Flucht trennten sie sich auch äußerlich. Ob dies auf Veranlassung des Mannes oder der Frau geschehen ist, wissen wir nicht, vermuten aber das Letztere. Sie hatte auf diese Weise mehr Bewegungsfreiheit.

„Und jetzt ist er gestorben, der König Franciscus von Assisi. Im Madrider Schloß wird man Trauer anlegen, und Alphonsito wird für seinen „Großpapa" eine Anzahl Messen lesen lassen; vielleicht spielt Isabella am Sarge des Gatten auch noch die trauernde Witwe; oder auch nicht. Eine Heuchlerin ist sie nie gewesen."

Deutschland.

Berlin, 21. April.—Die Bedingungen, unter welchen die deutschen Ozean-Dampfergesellschaften sich der internationalen Kombination angeschlossen haben, sollen ungefähr folgende sein:

Erstens—Die deutschen Linien sollen eine solche Vertretung in dem Verwaltungsrate haben, daß eine Ueberstimmung seitens der englisch-amerikanischen Interessen ausgeschlossen ist. Die deutschen Gesellschaften werden auf diese Weise ihre Unabhängigkeit wahren und werden von ihren Teilhabern nicht mehr controlliert als sie dieselben controllieren.

Zweitens — Die Verteilung der Profite wird sich nach der Zahl des controllierten Tonnengehaltes richten.

Drittens — Die deutschen Gesellschaften sind zu irgend welchen Vorteilen berechtigt, welche sich aus irgend einem Abkommen mit den amerikanischen Eisenbahnen ergeben mögen.

Außer diesen Prinzipien, welche in Umrissen die Basis des getroffenen Abkommens zeigen, sind noch andere Andeutungen im Umlauf, die sich anscheinend auf maßgebende Informationen stützen. Einer der Berichte sagt, daß es die Absicht der verbündeten Linien ist, daß die Geschäftsführung der Kombination aus drei Gruppen bestehen soll, von welchen die Hamburg - Amerika - Linie eine, der Norddeutsche Lloyd die zweite, und die englisch - amerikanischen Linien die dritte bilden sollen.

Die meisten Zeitungen beurteilen diese Abmachung ungünstig. Das „Berliner Tageblatt" ist der Ansicht, daß die Profite der deutschen Linien sich zeitweilig heben mögen, daß dies aber auf Kosten der künftigen Bewegungsfreiheit geschieht und außerdem die Gefahr des Ruins vorhanden ist, den die amerikanische Unüberlegenheit und Selbsterhebung sicher im Gefolge haben wird.

Die wahre amerikanische Gefahr, fährt das Blatt fort, liegt nicht in der amerikanischen Konkurrenz, sondern in der Möglichkeit, daß waghalsige amerikanische Finanziers das deutsche Geschäft in unsichere Pläne verwickeln.

Kaiser Wilhelm und der Admiral Prinz Heinrich von Preußen wohnten am letzten Samstag einer Probe der neuesten mittelschweren Flottengeschütze bei, wie sie von Krupp hergestellt werden. Diese Versuche wurden bei Meppen in Preußen ab-

gehalten, wo Krupp einen Schießplatz von 16 Meilen Länge besitzt. Auf eine Entfernung von 10 Meilen erwiesen sich die Geschütze beim Scheibenschießen als ein Erfolg, auf größere Entfernungen verloren jedoch ihre Geschosse den sicheren Flug.

Es wurden auch Versuche mit einem neuen kleinkalibrigen Geschütze angestellt, welches von 40 bis 50 Schüsse in einer halben Minute mit großer Treffsicherheit abfeuerte. Die Schüsse aus dieser Waffe folgten sich in so schneller Reihenfolge, daß sie nicht mittelst des Gehörs gezählt werden konnten.

Rußland.

London, den 21. April. — Von Harry de Windt, dem Führer der Expedition, welche den Weg von Paris nach New York über Land zu finden versucht, sind hier Nachrichten eingetroffen, welche Ende Februar von Verkhoyansk aus gesandt wurden. Trotz der Warnungen der russischen Beamten in Jakutsk, daß die Witterungsverhältnisse in diesem Jahre ungünstiger als seit langer Zeit wären, setzte de Windt seine Reise fort und erreichte am 28. Februar Verkhoyansk, 600 Meilen nördlich von Jakutsk. Die Reisenden überstiegen unter unendlichen Schwierigkeiten bei einer Kälte von 63 Graden unter Null das Verkhoyanskische Gebirge, alle erlitten Frostschäden befanden sich sonst aber wohlauf. An dem Tage ihrer Ankunft in Verkhoyansk traten sie den Weitermarsch nach der 900 Meilen nördlicher gelegenen ostsibirischen Ortschaft Sredna Kolymsk an. Dort hoffen sie Mitte März einzutreffen und dann ihre Schritte nach dem 15 Meilen entfernt gelegenen Ostkap an der Beringsstraße zu lenken.

De Windt erwähnt in seinem Schreiben eines Berichtes, demzufolge das Expeditionsschiff „Zaria" des Forschers Baron Toll, an den sibirischen Inseln strandete. Es hatte nur noch sieben Tonnen Kohlen an Bord.

Der Baron Toll meldete am 19. Dezember v. Js. aus Jakutsk nach Petersburg, daß er sein Winterlager an der Narpenskaischen Küste aufgeschlagen und in der Nähe des Lena Deltas, auf der Insel Kotelny eine Beobachtungs-Station eingerichtet habe. Die Toll'sche Expedition versuchte die Sibirischen Inseln zu umschiffen.

London, den 24. April. — Der amerikanische Botschafter am russischen Hofe, Herr Charlemange Tower, traf heute auf seiner Reise nach Washington hier ein.

Er sagte: „Ich kann die Berichte über Ruhestörungen und Ministerwechsel hier nicht erörtern. Das aber möchte ich sagen, daß die Meldungen, welche England erreichen (würde wohl richtiger heißen „England verlassen") gewöhnlich gefärbt und übertrieben sind. Diese Kritik trifft nicht die Depeschen der Associierten Presse, welche, meiner Ansicht nach viel zur Aufklärung der Amerikaner über russische Verhältnisse beigetragen haben. Es wird viel geschrieben über brutale Kosakenangriffe, Knutenprügel und andere Barbareien. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie falsch diese Berichte sind. In unserem eigenen Lande habe ich Polizisten gesehen, die nicht so viel Geduld mit aufgeregten Menschenmassen an den Tag legten, wie jene als Wilde geschilderten Kosaken.

Anm. der „Rundschau": Endlich mal ein vernünftiges Wort über Rußland. Danke, Mr. Tower!

Südafrika.

Port Elizabeth, Capcolonie, 21. April.—Die Beulen-Pest ist hier aufs neue ausgebrochen. Es sind soweit zehn Fälle angemeldet worden, von welchen fünf einen tötlichen Verlauf nahmen.

Balmoral, Transvaal, den 24. April. — Der Staats-Sekretär des Transvaals, Reitz, sowie der Oberbefehlshaber der Truppen des Oranje-Freistaates, General Lukas Meyer, und andere Burenführer, welche am Freitag abend hier eintrafen, haben ihre Konferenz mit den dem Kommando Meyer's angehörigen Burghers beendet. Ueber das Ergebnis dieser Verhandlungen wird strengstes Stillschweigen beobachtet. Der Staatssekretär Reitz fuhr nach Pietersburg ab, um dort mit dem Kommandanten Beyer zusammenzutreffen.

Unter den Engländern,

die den Krieg in Südafrika unbefangen beurteilen und die beizeiten erkannt haben, wie folgenschwer die Bemühungen Großbritanniens, die Buren zu unterjochen, sein werden, nimmt Herr Stead, Redakteur der Review of Reviews, den ersten Platz ein.

Das Pariser Journal veröffentlicht folgende Zuschrift von diesem unerschrockenen Mann: „Wenn England in fünfzig Jahren noch eine Kohlenstation an der Simons Bai in der Nähe der Kapstadt besitzt, so kann es von Glück reden. Dies wird wahrscheinlich der einzige Punkt sein, den England in Südafrika behalten wird. Inden es fünftausend Millionen verausgabte, hat es nichts weiter fertig gebracht, als seiner Herrschaft den Todesstoß zu geben. Die Zukunft gehört den kosmopolitischen Ausländern und den Holländern, welche die Vereinigten Staaten von Südafrika gründen werden, aber nicht unter englischer Flagge.

Hätten Milner und Chamberlain den Holländern diesen unseligen Krieg nicht aufgezwungen, und wären die Veranstalter des Jamesonschen Einfalls gebührendermaßen zur Rechenschaft gezogen worden, so würden sich die beiden Volksstämme vereinigt haben und Südafrika wäre eine ebenso treue und mächtige Republik wie Australien geworden. Jetzt ist es zu spät. Jetzt ist alles verloren, selbst die Ehre."

Von Bundessenator Money gestochen.

Washington, D. C., 24. April. — Bei einem Streite wegen des Fahrgeldes auf einem Wagen der Capital Traktion Straßenbahn versetzte der Bundessenator Money von Mississippi dem Kondukteur O. H. Shaner einen Stich in die rechte Hand. Der Polizeibericht über den Fall sagt, daß die Wunde nicht gefährlich ist und daß die Stecherei erfolgte, als der Kondukteur dem Senator Money das Messer abzunehmen suchte.

Washington, 24. April. — Herr Money giebt folgende Erklärung der Stecherei: Er begab sich heute morgen von seinem Hause nach dem Bahnhof der Baltimore- und Ohio-Bahn, um mit dem Neun-Uhr-Zuge nach Baltimore zu fahren, wohin er öfters reist, um sich wegen seiner Augen von einem Arzte behandeln zu lassen. Aus Versehen hatte einen Bahnwagen bestiegen, der nicht zum Bahnhof fährt, sondern einige Häusergevierte davon anhält. Da er nur wenige Minuten Zeit zu verlieren hatte, so sprang er als er seinen Irrtum bemerkte, auf einen Bahnwagen, der zum Bahnhof fuhr. Kaum hatte er einen Sitz eingenommen, da war auch schon der Kondukteur da und verlangte das Fahrgeld. Herr Money erwiderte, er hätte keine Zeit gehabt, sich eine Umsteigkarte geben zu lassen, er denke aber, er habe nicht nötig, zweimal für die Fahrt zu bezahlen, da er schon im ersten Wagen das Fahrgeld entrichtet habe. Der Kondukteur erwiderte ihm darauf, wenn er nicht das Fahrgeld bezahle, werde er ihn aus der Car entfernen und ging auch daran, seine Drohung auszuführen, als der Senator keine Miene machte, mit dem Geld herauszurücken. Diesem Verfahren widersetzte sich der Senator, indem er sich an einen Pfosten anlehnte und dem Kondukteur Widerstand leistete. Letzterer war dem Senator nicht gewachsen, bis einer der Passagiere, der neben dem Senator seinen Sitz gehabt, sich erbot, ihm bei dem Hinauswerfungsprozeß zu helfen. Den Beiden gelang es, Herrn Money vom Pfosten loszubekommen und ihn von dem Wagen zu entfernen. Das geschah aber erst nach dem Stillstehen der Car, obgleich sie versucht hatten, ihn aus derselben zu drängen, als sie in voller Bewegung war, in welchem Falle er sicher schwere Verletzungen davongetragen hätte. Sowohl der Kondukteur wie der ihm helfende Passagier sollen sich sehr brutal benommen und ersterer ihm zwei Schläge mit geballter Faust versetzt haben, einen an die Kinnlade, der ihn blutüberströmt machte. Vier Polizisten sollen zugegen gewesen sein, sich aber geweigert haben, einzuschreiten. Der Senator ist nicht schwer verletzt, doch seine Reise nach Baltimore unterblieb.

O. H. Shaner dagegen erklärt, daß er den Senator nicht den anderen Bahnwagen habe verlassen sehen, daß er gegen den Senator nicht eher seine Faust gebrauchte, als bis dieser das Messer zog, und daß er auch nicht den Versuch machte, ihn vom Wagen zu entfernen, während derselbe in Bewegung war.

Senator Money hat am Nachmittag einen Haftbefehl gegen Shaner erwirkt. Er beschuldigt ihn des thätlichen Angriffs.

Ein weiterer Verhaftungsbefehl wurde von Money gegen den Vormann des Löschzuges „A" von der Washington Feuerwehr, James E. Hooper, erwirkt und zwar gleichfalls wegen thätlichen Angriffs. Hooper ist die Person, welche dem Straßenbahnwagenführer Beistand leistete. Später sprach der Senator beim Präsidenten des Rates der Kommissäre des Distrikts von Columbia vor, und gab den Thatbestand gegen Hooper zu Protokoll. Herr MacFarland versprach gegen den Vormann eine Untersuchung einzuleiten. Auch an den Präsidenten der „Capital Traction Company" schrieb Herr Money beschwerdeführend, verlangte die sofortige Entlassung des Kondukteurs und drohte, die Gesellschaft auf Schadenersatz zu verklagen, wenn sein Verlangen keine Berücksichtigung finden würde.

Funston erhält einen Maulkorb.

Washington, D. C., 23. April. — Auf Ordre des Präsidenten Roosevelt ist dem Gen. Funston befohlen, fernerhin sich aller Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten zu enthalten.

Der Präsident hat auch dem Gen. Funston telegraphiert, die von ihm beim Middlesser-Bankett in Boston angekündigte Rede nicht zu halten.

Washington, 23. April. — Auf Veranlassung des Präsidenten

Roosevelt richtete der zur Zeit amtierende Kriegssekretär Sanger an den General Frederick Funston ein Schreiben folgenden Inhalts: „Mein Herr! Ich habe vom Bundespräsidenten den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, wie es in seinen Wünschen liegt, daß Sie sich fernerhin einer öffentlichen Erörterung der Lage auf den Philippinen Inseln enthalten. Auch findet er es sehr bedauerlich, daß Sie einen Senator der Ver. Staaten zur Zielscheibe öffentlicher kritischer Erörterungen gemacht haben. Mit aller schuldigen Hochachtung: Gez. William Carry Sanger, z. Z. Kriegssekretär."

Der Bundespräsident ersuchte ferner den General Funston direkt und telegraphisch, sich bei dem Middlesex Bankett in Boston jeder Tischrede zu enthalten.

Zum Verständuis der ganzen Sache sei erwähnt, daß der General Funston bei dem Bankett, welches am vergangenen Samstag zu Ehren der aus Colorada stammenden Söhne der Revolution abgehalten wurde, mit Bezug auf den Senator Hoar geäußert haben soll: „Ich kann mit dem älteren der beiden Senatoren für Massachusetts nur inniges Mitleid haben, er leidet an einem „überhitzten Gewissen" (overheated conscience). Was die direkte Veranlassung zu obigem Schreiben Sanger's und der erwähnten Depesche des Bundespräsidenten an Funston gegeben haben mag, ist möglicherweise das, daß der General an leitender Stelle um Urlaub gebeten hatte, um dem in Boston abzuhaltenden Bankett des Middlesex Clubs beiwohnen zu können. Man nahm nun in Washington voraussichtlich an, daß Funston dort wieder eine Rede vom Stapel zu lassen die Absicht haben könnte, was bekanntlich mit des Präsidenten jüngst bekannt gemachten Grundsätzen nicht würde in Einklang gestanden haben. Denn Herr Roosevelt hält es nicht für angezeigt, daß Beamte und Offiziere der Ver. Staaten öffentliche Angelegenheiten zum Gegenstande von Tischreden machen. Das Urlaubsgesuch Funstons ist abschlägig beschieden worden; dem Senator Hoar von Massachusetts wurde eine Abschrift des Sanger'schen Briefes zugesandt.

Sterbefälle.

Zook. — Am 11. März 1902 starb John B. Zook, welcher etwa zwei Meilen nördlich von Allenville, Pa., wohnte, wo er seinen Unterhalt in einer Mühle verdiente. Er war allein zu einer Zeit in der Mühle und hatte das Unglück in das Getriebe zu geraten, besaß aber noch die Geistesgegenwart, den Riemen, welcher die Maschine trieb, zu durchschneiden, wodurch er sich wieder befreite. Er schleppte sich ans Fenster und rief seine Frau, welche ihm auch sogleich zur Hilfe eilte. Auch die Nachbaren waren, als sie den Ruf des unglücklichen Mannes hörten, sofort herbeigeeilt und brachten ihn ins Haus; aber nach kurzer Zeit war er seinen Schmerzen erlegen Die Beerdigung fand am 13. statt. Er stand im besten Mannesalter und hinterläßt seine Frau und mehrere kleine Kinder. „Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meint." Matth. 24, 44.

Rife. — Am 11. März 1902 starb nahe Chambersburg, Franklin Co., Pa., an einem Herzleiden, an welchem er bereits seit einem Jahre litt, Bruder Henry O Rife, im Alter von 72 J. 6 M. und 27 T. Br. Rife war ein Mitglied der Mennoniten-Gemeinde seit seiner Jugend und ein Vorbild eines wahren Christen. Durch seinen Tod verliert die Gemeinde einen lieben Nachbaren und Freund und die Familie einen lieben Vater. Er hinterläßt einen Sohn und 5 Töchter, seine Frau ist ihm vor 18 Monaten in den Tod vorangegangen. Das Begräbnis fand unter Leitung der Brüder John Burkholder, Henry Brikker und Philip H. Parret auf dem Friedhof der Salem U. B. Kirche statt. Text: 2. Kor. 5, 1—3. Friede seiner Asche!

Davidhizer. — Am 22. Feb. 1902 starb nahe Wakarusa, Ind., an Magenkrankheit, Joseph W. Davidhizer, Sohn des Jakob und Lydia Davidhizer, im Alter von 15 J. 8 M. und 20 T. Er litt mehrere Monate und trug sein Leiden in Geduld und im Vertrauen auf Gott. Die Beerdigung fand am 24. unter Leitung von F. Funk und Henry Weldy statt. Text: Pred. Salomo 12, 1. Die Beteiligung am Begräbnis war groß.

Ebersole. — Am 18. März 1902 starb nahe Chambersburg, Franklin Co., Pa., an Herz-Neuralgie, Br. Henry Ebersole, im Alter von 79 J. 5 M. und 27 T. Br. Ebersole hat sich bis kurz vor seinem Tode der besten Gesundheit erfreut. Er war von Jugend an ein treues Mitglied der Mennoniten-Gemeinde. Er hinterläßt außer der Witwe 3 Söhne, 3 Töchter, 36 Großkinder und eine Schwester, seinen Tod zu betrauern. Die Beerdigung fand in Chambersburg vom Versammlungshause aus unter Leitung der Brüder Joseph Martin, Henry Bricker und Philip H. Parret statt. Text: Matth. 24, 44.

Landis. — Am 22. März 1902 starb in Upper Leacock Twp., Lancaster Co., Pa., im Krankenhause an Altersschwäche, Schw. Hetty S. Landis, im Alter von 82 J. 4 M. und 20 T. Die Beerdigung fand am 21. unter der Leitung von David Buckwalter und Bischof Isaak Eby vom Stumptown B. H. aus statt. Text: Psalm 116, 15. Die Verstorbene war lange Jahre ein Mitglied der Mennoniten Gemeinde. Ihr Ehemann ging ihr vor 8 Jahren voran in die Ewigkeit. Sie hinterläßt 3 Söhne und eine Tochter, ihren Tod zu betrauern; doch trauern sie nicht als solche, die keine Hoffnung haben.

L. A. H.

Klopfenstein. — Mary, geb. Kaufman, wurde geboren am 15. Nov. 1817 zu Basel, (Schweiz) starb am 9. März 1902 in Johnson Co., Mo., im Alter von 84 J. 3 M. 24 T. Sie wurde eine Christin in ihrem 13. Lebensjahre und war ein treues Mitglied der Gemeinde. Sie war verheiratet mit Joseph Klopfenstein, welcher 35 Jahre Bischof der Baseler Amischen Mennoniten-Gemeinde war. Ihr Ehegemahl ging ihr vor 24 Jahren voran in die Ewigkeit. Im Jahre 1882 kam Großmutter Klopfenstein (wie wir sie nannten) mit ihrer Tochter und zwei Großkindern nach Amerika, wo sie dauernden Wohnsitz nahm. Die Beerdigung fand am 11. März unter Leitung von Benj. Hartzler, Caß Co., Mo. statt.

Buckwalter. — Am 27. März 1902 starb in Intercourse, Pa., an typhösem Fieber nach zweiwöchentlichem Krankenlager Bruder Aaron Buckwalter, jüngster Sohn der Schwester Catherine Buckwalter im Alter von 25 J. 2 M. u. 13 T. Bruder Buckwalter war ein gläubiges Mitglied der Mennoniten-Gemeinde. Er hat manchen Freund, der seinen frühen Tod beweint. Er hinterläßt seine tiefbetrübte Mutter, einen Bruder und 4 Schwestern, welche seinen Tod betrauern. Der Verstorbene war auch ein treuer Anhänger der Sonntagsschule und bethätigte sich eifrig an der kirchlichen Sache. Die Beerdigung fand am 29. statt. Im Trauerhause hielt C. H. Brackbill von Gap eine Ansprache und in Herschleys B. H. Bischof Isaak Eby von Kingers über Psalm 103, 15. 16. 18.

Aunt.

Krull. — Nahe Gravelton, Kosciusko Co., Ind., starb am 31. März am Schlag Fulkert A. Krull, im Alter von 70 J. 2 M. 7 T. Er wurde am 24. Jan. 1832 in Holland, in der Provinz Friesland, geboren, kam im Jahre 1854 nach Amerika und verheiratete sich mit B. Nystra. Dieser Ehe entsprossen 7 Söhne und eine Tochter. Ein Sohn im Alter von 10 Monaten ist ihm in die Ewigkeit vorangegangen. Br. Krull gehörte zur Mennoniten-Gemeinde seit 1886 und war ein gläubiges Mitglied derselben. Er hinterläßt außer der betrübten Witwe 6 Söhne und eine Tochter, welche seinen Tod betrauern. Die Angehörigen haben die Sympathien von Freunden und Nachbarn in ihrem Verlust. Die Beerdigung fand am 3. April auf dem Whitehead Friedhofe nahe New Paris unter Beteiligung von vielen Freunden und Nachbaren statt. Leichenreden wurden gehalten von J. W. Christophel, Noah Metzler und David Burkholder. Text: Matth. 24, 44.

David Burkholder.

Martin. — Levi Martin von Clarence Centre, Erie Co., N. Y., wurde plötzlich aus diesem Erdenleben in die Ewigkeit abgerufen; er starb am 18. März 1902. Die letzten zwei Wochen war er leidend am Bruch, woran er sich vor mehreren Jahren im Hospital einer Operation unterziehen mußte. Bruder Martin wurde am 28. Feb. 1828 in Erie, N. Y., geboren und erreichte ein Alter von 74 Jahren und 18 Tagen. Seine Frau ging ihm vor einem Jahre in die Ewigkeit voran. Von seiner Familie sind 5 Brüder und 5 Schwestern, von denen 2 Brüder, David und Moses in Center, N. Y., und Daniel in Elkhart, Ind., noch leben. Fünf Söhne und drei Töchter beklagen den Tod der Mutter und des Vaters in einem Jahre. Das Begräbnis fand in Clarence Center statt unter Leitung von S. F. Coffmann. Text: Offb. 14, 13. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an."

Kauffmann.—Daniel S. Kauffman n, ein Junggeselle, büßte am Sonntagmorgen durch einen Bootsunfall auf dem Cotton Lake, südwestlich von Shipshewana, Ind., sein Leben ein. Seine Leiche wurde am Montagmorgen gefunden. Der Verstorbene besaß eine Farm südlich von der Stadt, welche er im Herbst v. J. L. C. Kauffmann, unter Ausbedingung eines Altenteils verschrieb. Eine zweite Farm von 60 Acres besaß er noch nahe Cotton Lake, hier verbrachte er seine meiste Zeit mit Jagd und Fischerei. Bei Auffindung seiner Leiche fand man bei ihm eine silberne Uhr, $50.61 Baargeld und einen Check in Höhe von $150.00. Der Verstorbene wurde in Somerset Co., Pa., am 30. Sept. 1840 geboren. Er hinterläßt 4 Brüder und 6 Schwestern. Seine Beerdigung fand von der Methodistenkirche in Shipshewana aus statt.

Ebersole. — Am 25. Jan. 1902 starb in Cumberland Co., Pa., Schwester Lydia Ebersole im Alter von 68 J. 8 M und 8 T. Schw. Ebersole war schon seit fast einem Jahre leidend, jedoch ist sie nur 10 Tage vor ihrem Tode bettlägerig gewesen. Sie hinterläßt einen Sohn und zwei Töchter, welche ihren Tod betrauern. Am 2. Feb. wurde sie auf dem lutherischen Friedhofe zur letzten Ruhe gebettet.

Norddakota.

Jamestown, N. D. 22. April. — Heute morgen begann in dieser Gegend ein Schneesturm, wie man ihn im April noch nie erlebt hat. Mehr als ein Fuß Schnee ist soweit gefallen. Der Bahnverkehr hat infolge der vielen Schneewehen eingestellt werden müssen.

Nebraska.

Chadron, Nebr., 22. April. — Seit zwölf Stunden fällt hier und in der Umgegend ein nasser Schnee, der jetzt den Boden etwa einen Fuß hoch bedeckt. Dieser Schnee wird sich für das im Freien befindliche Vieh sehr verderblich erweisen.

Colorado.

Denver, Col., 22. April. — Die Ernteaussichten in Colorado haben sich infolge des Regen- und Schneefalles der letzten Tage gebessert, doch liegt noch immer die Gefahr einer Dürre im Sommer vor, da es im Winter in den Bergen nur wenig geschneit hat.

Tornado in Wisconsin.

Hebron, Wis., 22. April. — Ueber Hebron fegte heute ein Wirbelsturm hinweg und riß 2 Scheunen nieder. In deren Trümmern fanden der Farmer Gillet Reed und sechs Stück Rindvieh ihren Tod. Die Gebäude gehörten Adin Reymonds und William Potter.

Willst Du gesund bleiben, dann sorge für reines Blut.

Die ganze Beschaffenheit und das Wesen unseres Lebens in seiner äußerlichen Schöne, in seiner inneren Harmonie, ja sogar in seinem geistigen Streben, ist zum größten Teil basiert oder gegründet auf die Reinheit des Blutes, das durch unsere Adern fließt. Vor allen Dingen soll man darauf achten, daß der Zustand und die Beschaffenheit des Blutes gesund sei. Das sollte zum stehenden Grundsatz in jeder Familie werden. Alle die gewöhnlichen Krankheiten, an welchen die Menschheit leidet, können mehr oder weniger direkt auf das Blut zurückgeführt werden. Gerade, weil so viele Krankheiten aus der ungesunden Beschaffenheit des Blutes sich entwickeln, hat Dr. Puscheck, welcher der Gründer der weitbekannten und vielbewunderten Hauskuren ist, eine solche Menge Kuren aufzuweisen mit seinen Blutmitteln.

Dr. F. Versuchs

Russisches Schlagwasser

ist eines der besten Mittel für Frauen- und Kinderkrankheiten. Personen, die an Unverdaulichkeit, Magenkrämpfen, Blähungen, Sodbrennen oder an schlimmer Kolik leiden, finden immer Erleichterung und oft vollkommene Heilung durch dieses Heilmittel.

Wir haben viele Zeugnisse von Personen, die früher nie Abendbrot, oder nur sehr leichtes essen konnten, die sich aber nach dem Gebrauch dieses Mittels an schweren Speisen spät abends satt essen und ohne Beschwerden schön schlafen konnten.

Für Krankheiten mit Krämpfen und großen Schmerzen, die dem weiblichen Geschlecht eigen sind, ist es von unschätzbarem Werte. Es verhindert starke Blutungen und benimmt die Schmerzen in kürzester Zeit. Wir haben die besten Zeugnisse, wo es Lungenleidenden geholfen, ja viele behaupten, es habe sie von der schrecklichen Krankheit der Auszehrung gerettet.

Bei Rose oder Blutvergiftung kann es garnicht hoch genug angeschlagen werden, **weil es das Blut und das ganze System des Menschen reinigt, nicht etwa durch starkes Abführen, wodurch einige Mittel zeitweilige Abhilfe bringen, in Wirklichkeit aber das System untergraben, sondern einfach durch Neubelebung der erschlafften Teile und Ausscheidung der Giftstoffe. Es ist ein unschätzbares Mittel bei Kinderkolik, Krämpfen, Durchfall und dergleichen, und keine Mutter sollte ohne dieses Mittel sein. Zu haben in Apotheken und bei unsern Agenten, und wo keine Agenten, ist es direkt von uns für denselben Preis zu haben.**

Dr. P. Richert & Co.,
Gössel, Kansas,
Alleinige Fabrikanten und Eigentümer.

Cleveland, O.

Endlich ist es mir gelungen, ein Heilmittel für mein langjähriges Magenleiden zu finden. Durch eine Nachbarin auf Dr. Puscheck's Magentropfen aufmerksam gemacht, schrieb ich erst an den Doktor, um zu sehen, was er von meinem Leiden dächte, und sein freundlicher Rat veranlaßte mich, das Mittel zu probieren. (Es kostet nur 50 Cts.) Ich habe schon manches für mein Leiden genommen, manches hat gelindert, das meiste half jedoch nichts. Dieses aber schlug sofort an und jetzt betrachte ich mich als ganz gesund; jetzt kann ich wieder alles essen.

C. Pfeifer.

Habe den Mut, naturgemäß und einfach zu leben, selbst auf die Gefahr hin für einen Sonderling gehalten zu werden.